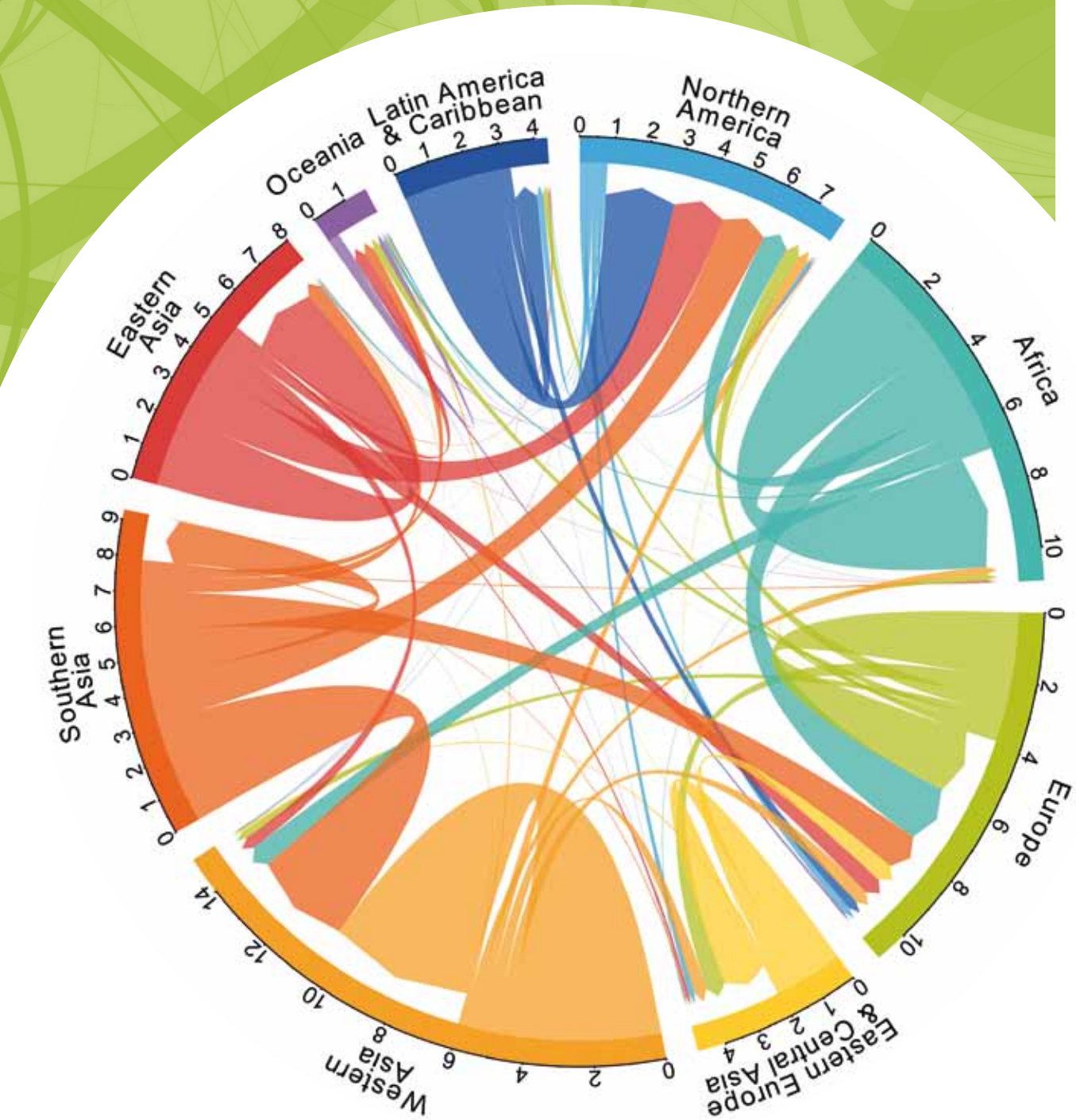
Aktion Sühnezeichen
Friedensdienste

zeichen

Nr. 2 | Sommer 2016



Migrationsgesellschaft im Wandel

Inhaltsverzeichnis

3 Editorial
4–5 Kurznachrichten

ASF-Thema: Migrationsgesellschaft im Wandel

6–7 Nennen wir sie doch einfach »Neue Deutsche« von Naika Foroutan
8–11 Ich bin wer, den du nicht siehst von Emilia Smechowski
12–13 Es bringt nichts, das Land weiter in Deutsche und Migranten einzuteilen, Interview mit Naika Foroutan
14–15 In Russland waren wir Juden, Interview mit Sergey Lagodinsky
16–18 Vielfalt gestalten, darum geht es jetzt, Interview mit Mark Terkessidis
19 Ein Denkmal wird zum Protestort von Sara Spring
20 Gesellschaft mit vielen Geschichten von Cem Erkisi
21 Mit uns reden und nicht über uns, Interview mit Dervis Hizarci
22–23 »Ich bin eine schwarze Jüdin und Israel ist mein Heimatland. Egal, was andere sagen« von Tikva Sendeke
24–25 Alles auf Anfang – eine syrische Familie kommt in Deutschland an von Karl Grünberg
26–27 Aus vielen eines? Das Einwanderungsland USA zwischen Anspruch und Wirklichkeit von Katharina von Münster

Andacht

28 »Der Baum des Zorns hat viele Wurzeln.« – Wie weltoffen kann ich als Weiße sein? Von Dr. Eske Wollrad

Aktiv mit ASF

29 ASF-Jahresversammlung 2016: Menschen im Widerstand – Retrospektiven und Visionen

Erinnern und Gedenken

30 75. Jahrestag des deutschen Überfalls auf die Sowjetunion 30 Jahre Internationale Jugendbegegnungsstätte in Oświęcim/Auschwitz

Freiwillige berichten

31 Auf den Spuren jüdischer Feste in Oslo von Kristina Schröder
32 Es sind die kleinen Dinge von Philip Schwartz

Gutes tun

33 Freiwilligendienst wirkt ein Leben lang von Ute Gniewoß

Weggefährten

34 In Gedanken an Truus und Mirjam

35 Termine, ASF-Sommerlager in Köln, ASF-Studienreisen 2017

Impressum:

Ausgabe: Nr. 2 Sommer/Herbst 2016, 44. Jahrgang
Auflage: 10.000 Exemplare
Herausgeber: Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e. V.
Auguststraße 80, 10117 Berlin
Redaktion: Karl Grünberg, Lena Altman (verantw.)
Telefon: (030) 28395-184
Fax: (030) 28395-135
E-Mail: asf@asf-ev.de
Internet: www.asf-ev.de

Bildnachweise:

Titel: **Die Grafik zeigt die Strömungen von Migrant_innen zwischen 2010 und 2015. Die relative Größe der Migrationsbewegungen lässt sich an den am Kreis anschließenden Bändern ablesen. Die Teilstriche zeigen die Anzahl der Migrant_innen in Millionen. Die Richtung der Bewegung ist an den Pfeilen zu erkennen. Die Bewegungen sind der Größe nach geordnet, zuerst steht die Migration aus einer Region, dann in eine Region hinein.** Die Daten dazu kommen von den Vereinten Nationen, die gemessen haben, wie sich die globalen demografischen Zahlen in den letzten Jahren verändert haben. Die Daten wurden grafisch aufgearbeitet von: Guy J. Abel. Copyright: cc-Lizenz/Asian Demographic Research Institute, Shanghai University; Vienna Institute of Demography, Austrian Academy of Sciences
Wer mehr wissen möchte: www.global-migration.info

Bilder: Jutta Weduwen 3; ASF-Archiv 4, 5, 29, 30, 34, 36; Wikipedia/cc-Lizenz 5; Andrea Linss 6; Stephan Röhl cc-Lizenz/Böll-Stiftung 7, 12; Konrad Lembcke 8; 13; Karl Grünberg 10, 15, 16, 17, 20, 22, 24–25; Emilia Smechowski 11; »Alle bleiben«-Kampagne 19; Katharina von Münster 27; Dr. Eske Wollrad 28; Kristina Schröder 30; Philip Schwartz 32; Ute Gniewoß 33

Gestaltung: www.ultramarinrot.de

Förderung: Der Freiwilligendienst von Tikva Sendeke und Kristina Schröder wurde gefördert durch das Bundesamt für Familie und zivilgesellschaftliche Aufgaben im Rahmen des IJFD und des Programms Erasmus + JUGEND IN AKTION im Rahmen des Europäischen Freiwilligen Dienstes.

IJFD Internationaler Jugendfreiwilligendienst

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend

Erasmus+

ASF-Spendenkonto: Bank für Sozialwirtschaft
IBAN: DE68 1002 0500 0003 1137 00 | BIC: BFSWDE33BER

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

in vielen Ländern haben rechtspopulistische Bewegungen Zulauf. Aus ihren Parteiprogrammen und Slogans schallt die Ablehnung von Einwanderern und Flüchtlingen sowie die Vorstellung einer »homogenen Nation«, zu der vermeintlich Andere nicht dazu gehören sollen. Wir setzen dagegen genau jetzt dieses *zeichen* für Migration und Vielfalt!

Unser Titelbild zeigt die weltweiten Migrationsbewegungen der letzten fünf Jahre. Das Schaubild lässt erkennen, dass die meisten Migrant_innen oder Flüchtlinge im eigenen Land oder einem Nachbarland bleiben. Die wenigsten erreichen Länder, die ihnen wirklich ökonomische und physische Sicherheit bieten.

Dieses *zeichen* widmet sich der Frage des Lebens in der Migrationsgesellschaft. Naika Foroutan spricht sich dafür aus, mit Integration nicht nur Einwanderer zu meinen, die sich an unsere Werte anzupassen und in unsere Strukturen einzufügen haben. Sie kritisiert das neue Integrationsgesetz und sieht darin eine verpasste Chance, die Gestaltung der Gesellschaft als Aufgabe aller hier lebenden Menschen zu definieren. Der Rassismus- und Migrationsforscher Mark Terkessidis spricht in einem Interview vom gegenwärtigen Rassismus, der nicht erst durch die Bücher von Thilo Sarrazin in der Mitte der Gesellschaft angekommen ist.

Wir lenken unseren Blick auch auf Migrationsbewegungen, die nicht im Fokus der Debatten stehen. Emilia Smechowski schreibt über die Einwanderung von Pol_innen nach Deutschland. Dies ist eine der größten Gruppen, deren Einwanderung von vielen Menschen nicht bemerkt wird: »Ich bin wer, den du nicht siehst«. Sergey Lagodinsky wiederum berichtet in einem Interview über die Einwanderung von Jüdinnen und Juden aus der ehemaligen Sowjetunion Anfang der 1990er Jahre und die Veränderungsprozesse in den jüdischen Gemeinden in den letzten beiden Jahrzehnten.

Und es gibt die Einwanderer, über die es viele Debatten gibt, häufig genug, ohne sie selbst zu Wort kommen zu lassen. Ihre Religion wird als bedrohlich wahrgenommen, ihr Kleidungsstil wird als konträr zu emanzipierten Werten beschrieben. »Sprecht mit uns und nicht über uns« fordert der Berliner Lehrer Dervis Hirzarci und erörtert auch, wie mühsam es ist, sich als Muslim im täglichen Leben immer wieder rechtfertigen und beweisen zu müssen.

Zwei außereuropäische Perspektiven bringen die Berichte von Katharina von Münster und Tikva Sendeke ein. Sie schreiben über die Geschichte der Einwanderung in die USA und die Einwanderung von äthiopischen Juden nach Israel.

Durch das Heft ziehen sich kleine Kästchen, in denen Begriffe erklärt werden, die im Kontext der Einwanderungsgesellschaft häufig benutzt werden. Sprechen wir von Migrant_innen, Einwanderern, Migrationshintergründen? Von Flüchtlingen oder Geflüchteten? Die Definitionen sind Angebote für einen bewussten Sprachgebrauch.

Unsere Migrationsgesellschaft befindet sich im Wandel. Menschen kommen und (müssen) gehen. Flüchtlinge werden zu Einwanderern, wenn man sie lässt. Einwanderer werden zu Staatsbürgern, wenn man sie lässt. Dieses *zeichen* ist ein Plädoyer für die gleichberechtigte Teilhabe der miteinander lebenden Menschen jenseits ihrer Herkunft, ihrer Aufenthaltsdauer, ihrer Hautfarbe, ihrer Religionszugehörigkeit oder ihres Badekleidungsstils.

Es ist ein Plädoyer für die Einwanderungsgesellschaft, die ohnehin schon Fakt ist und sich immer weiter im Wandel befindet. Die Frage ist nicht, ob Migration stattfindet oder stattfinden soll, sondern wie damit umgegangen wird. Wir alle gehören zur Migrationsgesellschaft und gestalten sie mit.

Ich freue mich, wenn die Perspektiven unserer Autorinnen und Autoren Sie und Euch inspirieren. Im Namen meiner Kollegin Dagmar Pruin und des Teams von ASF grüße ich Sie und Euch in herzlicher Verbundenheit.

Eure und Ihre
Jutta Weduwen

ASF erhält Ehrenauszeichnung der Deutsch-Israelischen Gesellschaft

Im Jahr 2016 feiert die Deutsch-Israelische Gesellschaft ihr 50-jähriges Bestehen. Anlässlich ihres Jubiläums zeichnete die DIG fünf Personen und Organisationen mit der Ehrennadel aus, die sich in den vergangenen 50 Jahren für Freundschaft zwischen den Menschen in Deutschland und Israel engagiert haben. Israel-Referent Bernhard Krane nahm die Ehrung im Namen von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste entgegen.

Wir trauern um Pfarrerin Martina Severin-Kaiser

Mit großer Trauer und Bestürzung haben wir vom Tod von Pastorin Martina Severin-Kaiser erfahren. Sie war eine kluge, der Welt zugewandte Theologin und eine kostbare Mitdenkerin im christlich-jüdischen Dialog, die uns und viele andere Menschen inspiriert hat. Wir werden sie sehr vermissen. Unser Mitgefühlt gilt ihrer Familie.

In unserer neuen Predigthilfe zur Ökumenischen Friedensdekade erscheint ihre letzte Predigt »Vom barmherzigen Umgang mit Schwäche«, zu bestellen unter infobuero@asf-ev.de oder (030) 28395-184.

Viel zu erleben im Sommerlager Wrocław

»Es war eine nette Gruppe, in der man viele gute Gespräche führen konnte«, schreibt uns eine Teilnehmerin aus dem Sommerlager Wrocław. Von einem angereisten Paar, das ebenfalls zum ersten Mal Sommerlagerluft schnupperte, hörten wir: »Wir waren von Organisation und Angebot begeistert! Gerade in Zeiten, wo Populisten von rechts Aufwind verspüren, scheint es uns besonders wichtig, diese Arbeit weiterzuführen.« Die Freiwilligen des Ü40-Sommerlagers in Wrocław unterstützen seit mehreren Jahren den neuen jüdischen Friedhof der Stadt. In diesem Jahr beseitigten die 16 Teilnehmenden Wildwuchs, putzten Grabsteine und legten Wege frei.

Die Gruppe besuchte die KZ-Gedenkstätte Groß-Rosen, kam ins Gespräch mit polnischen Bischöfen, besuchte die Ausstellung »Versöhnung und Vergebung« und tauchte in engem Dialog mit Vertreter_innen der jüdischen Gemeinde in die bewegte deutsch-polnisch-jüdische Geschichte und gelebte jüdische Kultur in Wrocław ein.

Für die langjährige, vertrauensvolle Zusammenarbeit sagen wir der jüdischen Gemeinde und ganz besonders ihrem Vorsitzenden, Herrn Aleksander Gleichgewicht, herzlich Danke!

»Ich will mein Leben tanzen«

Mit 20 Jahren erkrankt die junge Theologiestudentin Meike Schneider an Leukämie. Sie kämpft, sie betet, sie hofft. Zwei Jahre lang. 2005 stirbt sie. Ihre Erlebnisse und Gedanken hält Meike in Texten fest, die ihre Eltern 2009 unter dem Titel »Ich will mein Leben tanzen« als Buch veröffentlichen.

Ein Euro pro Ausgabe wird seither jährlich an Aktion Sühnezeichen Friedensdienste gespendet. Meikes Eltern – ihr Vater ist der ehemalige Präses der Evangelischen Kirche im Rheinland und ehemalige Ratsvorsitzende der EKD Nikolaus Schneider – unterstützen damit die Freiwilligenarbeit des Vereins. Meike hatte einen Freiwilligendienst im Kosovo geleistet. Wir nehmen diese besondere Unterstützung mit großer Dankbarkeit entgegen.

Auslandsgemeinden unterstützen das Sommerlager Breendonk

Aus der Ukraine, den Niederlanden, Deutschland, Belarus und Aserbaidschan waren sie nach Belgien angereist: die zehn Teilnehmenden des Sommerlagers in der Gedenkstätte Breendonk. Das Fort Breendonk erinnert an die 3.500 Juden und politischen Häftlinge, die während des Zweiten Weltkriegs dort inhaftiert waren. Mit viel Enthusiasmus arbeitete die Sommerlagergruppe im Außengelände an einem der wichtigsten Erinnerungsorte an die Opfer des Nationalsozialismus in Belgien und trug so zum Erhalt der Gedenkstätte bei. Große Unterstützung erhält die Arbeit von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste durch Kirchengemeinden im In- und Ausland. Für das Sommerlager Fort Breendonk gilt unser herzlicher Dank der Katholischen Gemeinde deutscher Sprache St. Paulus in Brüssel und der Deutschsprachigen Evangelischen Gemeinde in der Provinz Antwerpen.

Anne Frank Fonds unterstützt ASF

»Wir sind voll überzeugt und sehr angetan von der Idee und der Umsetzung«, begründet Barbara Eldridge vom Anne Frank Fonds in Basel die wiederholte Förderung der ASF-Freiwilligenarbeit. Der Anne Frank Fonds wurde 1963 von Anne Franks Vater Otto Frank in Basel als karitative Stiftung gegründet und fördert mit den Einnahmen aus Buchverkäufen und Lizenzen weltweit karitative und bildungsbezogene Projekte. 2015 schrieb eine zukünftige ASF-Freiwillige den Anne Frank Fonds mit der Bitte um eine Patenschaft an. Daraus entstand eine dauerhafte Förderung der Freiwilligenarbeit. Beispielhaft für die vielen großzügigen Förderungen durch die öffentliche Hand, Stiftungen und Vereine danken wir dem Anne Frank Fonds für seine wichtige Unterstützung der Arbeit von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste.

»Stolpersteine« für drei Leipziger Familien

Am 7. Mai 2016 verlegte Künstler Gunter Demnig in der Löhrstraße 13 in Leipzig sieben »Stolpersteine« in Gedenken an die Mitglieder der ehemals Leipziger Familien Grünbaum, Ribetzki und Schmulewitz. Richard Bachmann aus der Regionalgruppe Leipzig hielt auf der Verlegungszeremonie eine Ansprache vor 50 Teilnehmenden. Er hatte Edith Maniker (geb. Grünbaum) während seines ASF-Freiwilligendienstes in Detroit kennengelernt. Edith Maniker war mit ihrer Familie aus den USA angereist, um der Veranstaltung beizuwohnen. Magdalena Scharf, Regionalgruppenreferentin im Berliner ASF-Büro, war ebenfalls zugegen. Die Regionalgruppe Leipzig hatte sich über mehr als anderthalb Jahre für das Projekt eingesetzt.

Stolpersteinverlegung in Leipzig am 7. Mai 2016

Ein Mann des Friedens und der Aussöhnung

Am 21. April 2016 starb Hans Koschnick, der sich für die Aussöhnung in der Welt und den politischen Kontakt zu Polen und Israel einsetzte. 18 Jahre war er für die SPD Bürgermeister in Bremen und sieben Jahre Mitglied des Deutschen Bundestages. Als Stellvertreter Willy Brands war er ein großer Vordenker der damaligen Neuen Ostpolitik.

Ein überzeugter Christ mit großer Friedenssehnsucht sei er gewesen, sagte die Evangelische Kirche Bremen über ihn. Ein leidenschaftlicher Kämpfer für die Demokratie, sagte Bundespräsident Joachim Gauck. Einer, der durch die Schrecken des Krieges und des Nationalsozialmus geprägt wurde. Seine Eltern opponierten in der Gewerkschaft, unterstützten Widerstandsgruppen und wurden dafür verhaftet. Hans Koschnick musste noch als junger Mann in die letzten Kriegsmonate. Beides prägte ihn so, dass es für ihn sehr wichtig war, sich für eine kritische und mutige Jugend einzusetzen. Dafür unterstützte er politisch, geistig und auch finanziell das Streben nach Frieden und den Einsatz von jungen Freiwilligen von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste. Unter anderem war er jahrelang Mitglied des ASF-Kuratoriums und Vorsitzender des Stiftungsrates der Internationalen Jugendbegegnungsstätte in Oswiecim/Auschwitz. Hans Koschnick wurde 87 Jahre alt. Wir danken ihm für seinen großen Einsatz.

»Wir wollen mitreden!«

19 Neuköllner Stadtteilmütter präsentierten am 14. Juli 2016 ihre persönlichen Gedanken zur NS-Geschichte, nachdem sie an einem Seminar des ASF-Projektbereichs Interkulturalität teilgenommen hatten. Eine Stadtteilmutter berichtete von einer Begegnung mit der Überlebenden Margot Friedländer: »An dem Tag, als ich von Ihnen, Frau Friedländer, erfahren habe, wie die Juden tyrannisiert wurden, habe ich gefühlt, dass ich in tausend Stücke zerbreche. Ich schäme mich, dass ich in der gleichen Kategorie ›Mensch‹ bin.« Die meinungsstarken, politischen Texte regten viele Gäste zum Nachdenken an.

▸ Mehr Informationen zum interkulturellen Programm von ASF: www.geschichte-interkulturell.de
Gefördert vom Bundesprogramm »Demokratie leben!« des BMFSFJ.

Demokratie für alle: hier ein Nachbarschafts-Protest gegen Mieterhöhungen in Berlin-Kreuzberg, der sich durch die Beteiligung vieler Menschen unterschiedlicher Herkunft auszeichnete.

Nennen wir sie doch einfach »Neue Deutsche«

Über postmigrantische Gesellschaften und die Frage, wie Integration eigentlich wirklich funktionieren kann. Ein Analysebeitrag von Naika Foroutan

Das Einwanderungsland Deutschland befindet sich in einem Prozess, in welchem Zugehörigkeiten, nationale (kollektive) Identitäten, Partizipation und Chancengerechtigkeit postmigrantisch – also nachdem die Migration erfolgt und nun von Politik, Wissenschaft und Öffentlichkeit als unumgänglich anerkannt worden ist – nachverhandelt und neu justiert werden. Das Präfix »post« steht dabei nicht für das Ende der Migration, sondern beschreibt gesellschaftliche Aushandlungsprozesse, die in der Phase nach der Migration erfolgen.

Als postmigrantisch können jene Gesellschaften bezeichnet werden, in denen: erstens der gesellschaftliche Wandel in eine heterogene Grundstruktur politisch anerkannt worden ist (»Deutschland ist ein Einwanderungsland«) – ungeachtet der Tatsache, ob diese Transformation positiv oder negativ bewertet wird. Zweitens Einwanderung und Auswanderung als Phänomene erkannt werden, die das Land massiv prägen und die diskutiert, reguliert und ausgehandelt, aber nicht rückgängig gemacht werden können. Drittens Strukturen, Institutionen und politische Kulturen nachholend (also postmigrantisch) an die erkannte Migrationsrealität angepasst werden, was mehr Durchlässigkeit und soziale Aufstiege, aber auch Abwehrreaktionen und Verteilungskämpfe zur Folge hat.

Migration ist zum Alltag einer deutschen Gesellschaft geworden, in der jeder dritte Bürger Migrationsgeschichten als familialen Bezugspunkt angibt. Vor allem die deutschen Großstädte sind immer heterogener geworden, was sich in Schulen, Kindertagesstätten oder im Stadtbild widerspiegelt. Städte wie Frankfurt am Main haben bereits einen Anteil von Kindern mit Migrationshintergrund unter sechs Jahren von 75,6 Prozent, Augsburg 61,5 Prozent, München 58,4 Prozent und Stuttgart 56,7 Prozent. Vor diesem Hintergrund wandeln sich die nationalen Identitätsbezüge. Immer mehr Menschen nehmen für sich in Anspruch, deutsch zu sein, auch wenn ihre Vorfahren nicht immer in Deutschland gelebt haben.

Nennen wir sie doch einfach »Neue Deutsche«, forderten drei Journalistinnen im Jahr 2012. Derartige Bemühungen um neue Bezeichnungspraxen sind im öffentlichen Bewusstsein jedoch kaum präsent. »Ausländer«, »Migranten« oder »Menschen mit Migrationshintergrund« sind weiterhin die gängigsten Bezeichnungen für all jene, die aufgrund ihres Aussehens oder ihres anders klingenden Namens als nicht-deutsch wahrgenommen werden. Und das unabhängig davon, wie lange sie schon in diesem Land leben oder ob sie überhaupt jemals nach Deutschland migriert sind. Die empirische Realität ist also noch nicht in eine narrative Neudeutung übergegangen, in welcher das Deutsche selbstverständlich als heterogen und plural wahrgenommen wird.

Allerdings nehmen Eingewanderte und ihre Nachkommen zunehmend für sich in Anspruch, das kollektive Narrativ mitzuprägen. Dementsprechend lautete eine Forderung des ersten Bundeskongresses Neuer Deutscher Organisationen Anfang Februar 2015 in Berlin: »Wir sind deutsch und wollen mitentscheiden.« Menschen aus Einwandererfamilien partizipieren als Politiker, auf Bundes-, Landes- und kommunaler Ebene an Gesetzgebungsprozessen, beeinflussen als Journalisten die öffentliche Meinung und lassen sich zu Lehrern ausbilden. In allen Fällen bestehen jedoch weiterhin Repräsentationslücken. Obwohl 20 Prozent der Bevölkerung Deutschlands zu den »Neuen Deutschen« zählen, im Sinne der Definition des Statistischen Bundesamtes also einen Migrationshintergrund aufweisen, haben gerade einmal zehn Prozent der im öffentlichen Dienst Beschäftigten eine Migrationsgeschichte, geschätzte zwei Prozent der Journalisten, etwa vier Prozent der Räte deutscher Städte und neun Prozent der Beschäftigten in Führungspositionen deutscher Stiftungen (in den 30 größten Stiftungen nur drei Prozent).

Obwohl ein Drittel der Kinder zwischen fünf und 15 Jahren aus Einwandererfamilien stammt, haben nur circa sechs Prozent der Lehrer einen Migrationshintergrund. 37 von 631 Parlamentariern haben nach der Bundestagswahl 2013 eine Migrationsgeschichte, womit der Anteil der Bürgervertreter mit Migrationshintergrund bei weniger als sechs Prozent liegt. Ergebnissen einer OECD-Umfrage zufolge liegt die Beschäftigungsquote bei Migranten mit Universitätsabschluss mehr als zwölf Prozent unter derjenigen von Nicht-Migranten mit Universitätsabschluss.

POSTMIGRANTISCH

stammt aus der Kulturszene und wurde in Deutschland von der Kulturschaffenden Shermin Langhoff eingeführt. Postmigrantisch steht für den Prozess, die Gesellschaft nach erfolgter Einwanderung mitzugestalten. Wird Deutschland als Einwanderungsgesellschaft akzeptiert, werden Kategorien wie deutsch/nicht-deutsch bedeutungslos; in einer postmigrantischen Gesellschaft müssen sich Deutsche ohne Migrationshintergrund auch eingliedern. Es gilt, die zuvor herrschenden (Miss-)Verhältnisse gemeinsam neu zu verhandeln. Quelle: Glossar, Neue deutsche Medienmacher, www.neuemedienmacher.de

Diese Repräsentationslücken sollten in einer postmigrantischen Gesellschaft behoben werden. Nötig dazu ist auch ein ausgeweiteter Integrationsbegriff, welcher die Repräsentationslücken als Integrationsdefizit der Gesellschaft benennt. An deren Behebung sollte nun gemeinsam gearbeitet werden, wofür strukturelle Veränderungen und Öffnungen notwendig werden. Postmigrantische Gesellschaften sind Aushandlungsgesellschaften. Die etablierten kulturellen, ethnischen, religiösen und nationalen Eliten müssten lernen, dass Positionen, Zugänge, Ressourcen und Normen neu ausgehandelt werden. Alle Seiten sollten sich diesem Aushandlungsprozess öffnen – das heißt auch für die »Etablierten«, dass sie sich an diese Aushandlungsgesellschaft gewöhnen und sich in diese postmigrantische Struktur integrieren müssten.

Der etablierte Integrationsbegriff

Seit den 1970er Jahren wurde Integration in der Migrationsforschung vornehmlich als etwas verstanden, das »Ausländer«, »Migranten« oder »Menschen mit Migrationshintergrund« und deren Einbindung in die deutsche Gesellschaft betrifft. Auch damit verbundene Begriffe wie Integrationsverweigerung, Integrationsfortschritte oder Integrationswille sind vor allem an die Vorstellung gekoppelt, es gäbe eine etablierte Kerngesellschaft oder Aufnahmegesellschaft, die Menschen mit Migrationsbiographie einseitig motiviert, sich in sie zu integrieren. Der Verlauf wurde dabei vor allem als einseitige Bewegung verstanden. Diesem Paradigma entsprechend setzt integrationspolitisches Handeln ein defizitäres Anderes voraus, auf welches sich die Integrationspolitik konzentriert. Dagegen fehlen in dieser Vorstellung die Integrationsanpassungen oder -leistungen, die von der Dominanzgesellschaft erbracht werden müssten, einschließlich struktureller und institutioneller Öffnungen.

Entsprechend werden als besonderes Hindernis für die Integration nicht die etablierten Barrieren und Schließungsprozesse von gesellschaftlicher Seite thematisiert, sondern bestimmte religiöse oder kulturelle Andersartigkeiten. So wird fehlende Integration zu einem persönlichen und/oder kulturellen Problem der Migranten umdefiniert, statt strukturelle Barrieren zu berücksichtigen. Gleichzeitig – und das zeigen beispielsweise auch die Proteste der PEGIDA – gibt es auch Gruppen in der Bevölkerung ohne Migrationshintergrund, die sich in der neuen, durch Vielfalt gekennzeichneten Gesellschaft nicht zurecht finden, desintegriert wirken und damit ebenfalls von der Integrationspolitik angesprochen werden sollten.

Der Text wurde zuerst von der Bundeszentrale für politische Bildung veröffentlicht.

Von: **Prof. Dr. Naika Foroutan,** Jahrgang 1971, Sozialwissenschaftlerin und Autorin, Leiterin der Forschungsgruppe »Junge islambezogene Themen in Deutschland«, stellvertretende Direktorin des Berliner Instituts für empirische Integrations- und Migrationsforschung, Mitglied des ASF-Kuratoriums.

Ich bin wer, den du nicht siehst

Die größte Gruppe, die nach Deutschland einwandert, sind Polen. Nur merkt das keiner, weil sie sich unsichtbar machen. Emilia Smechowski hält das für einen Fehler. Sie ist eine von ihnen.

Es war der 17. Juni 1988, als wir einen polnischen Abgang machten, wobei ich erst später verstand, was das heißt, und auch, dass der Ausdruck uns Polen ein bisschen beleidigen soll. Aber in dieser Nacht von Freitag auf Samstag war es tatsächlich so: Wir hauten ab, grußlos. Wir waren 50 Kilometer gefahren, raus aus dem Plattenbau, raus aus Wejherowo, als meiner Mutter das Wörterbuch einfiel. Sie hatte es auf dem Bügelbrett liegen lassen, Deutsch-Polnisch, Polnisch-Deutsch. Tränen rannen über ihre Wangen, wie so oft in diesen Tagen. Was, wenn es uns verrät? Die ganze Aufregung, die Lügen, umsonst?

So begann das neue Leben meiner Eltern, und somit auch meins und das meiner Schwester. Mit Angst. Vielleicht erklärt diese Angst, warum meine Eltern, als sie es nach Deutschland geschafft hatten, fast genauso weitermachten: Nicht auffallen. Unsere Leitfrage der kommenden Jahre lautete: Wie machen es die Deutschen? So machten wir es auch. Wer Strebermigranten studieren will, der kann uns als Musterfamilie nehmen. Meine Eltern, beide Ärzte, bekamen Arbeit, wir lernten deutsch, mein Vater stieg auf, meine Mutter weniger, wir bauten ein Haus. Wir fuhren einen Mazda, dann einen BMW, dann einen Chrysler, und später eine Limousine von Audi. Ich besuchte ein humanistisches Gymnasium, lernte Klavier und Ballett. Mit Polen wollte ich erstmal nichts zu tun haben, ich ging nach Paris und Rom.

Erst viel später, als ich erwachsener wurde, fielen sie mir auf: all die Polen in Deutschland. Meine Generation, Anfang 30, die im Kindesalter mit ihren Eltern eingewandert war. Top integriert, erfolgreich, sie wirkten fast deutscher als die Deutschen. Ich war wie sie. Heute gibt es kein Volk, das zahlreicher nach Deutschland einwandert als wir Polen. Seit Jahren schon. Nur: Als Migranten sieht man uns kaum. Wir sind unsichtbar. Wir sind quasi gar nicht mehr da, so gut gliedern wir uns ein. Nun interessiert sich deshalb die Wissenschaft für uns. Dissertationen werden geschrieben, Bücher. Studien vergleichen uns mit anderen Migranten und stellen fest: Wir lernen die Sprache schneller. Wir studieren öfter. Integrieren uns besser in den Arbeitsmarkt. Heiraten eher Deutsche als Polen. Polnische Mädchen schneiden in der Schule oft besser ab als ihre deutschen Freundinnen.

Wir sind die Champs.

Wie Chamäleons haben wir gelernt, uns in der deutschen Gesellschaft zu verstecken. Die Studien klingen, als sei das ein Erfolg. Als würden sich Menschen ernsthaft wünschen, lieber nicht gesehen zu werden.

1988, als wir beschlossen zu fliehen, hieß es in der deutschen Politik: Deutschland ist kein Einwanderungsland. Die Ausländer, die schon seit Jahrzehnten da waren, waren ja nur Gastarbeiter. Also Gäste. Und Gäste reisen wieder ab.

Mein Vater buchte einen Zelturlaub in Rimini. Dass wir nach Westberlin wollten, wo mein Onkel schon lebte, behielten meine Eltern für sich. Nur die Großeltern wussten Bescheid. Die Nacht unserer Flucht: Unser Fiat Polski zuckelte durch die Dunkelheit, die Schlaglöcher auf Polens Landstraßen waren fast so groß wie unser Auto. Meine Eltern schwiegen.

Die Grenze zur DDR passierten wir einfach. Dann kam die zweite. BRD. Drei Beamte winkten uns zur Seite und befahlen uns auszusteigen. Meine Mutter hob meine schlafende Schwester hoch, und mit mir an der Hand lief sie zum Toilettenhäuschen nebenan. Mein Vater blieb allein zurück.

Meine Mutter ist schon immer ein sehr ängstlicher Mensch gewesen, bis heute, und ich kann mir kaum ausmalen, wie sich das für sie angefühlt haben muss. Da standen wir nun, mit einem Bein im alten, mit dem anderen im neuen Leben, als diese bewaffneten Männer anfingen, unseren Kofferraum zu durchsuchen und die Sitze hochzuheben. Sie fanden nur Badeanzüge, Handtücher und ein Zelt.

Wenn ich heute meine Eltern frage, warum sie damals ausgereist sind, sagt mein Vater, er wollte sich nie wieder einsperren lassen, und meine Mutter sagt, sie wollte, dass wir Töchter bessere Chancen hatten. In Polen gab es keine. So wie es keine Babynahrung in den Läden gab, keine Möbel, kein Fleisch. Es sei denn, man hatte Geduld – oder Kontakte. Nach dem Studium, als beide schon Anästhesisten waren, arbeiteten sie rund um die Uhr, es reichte trotzdem gerade für einen mittleren Standard. Wohnung: Platte. Küche und Auto: von den Großeltern. Dieses eine Wort gab es in Polen nicht: Aufstiegsversprechen.

In unseren ersten Tagen in Westberlin kamen wir bei dem Onkel unter. Wir verkauften unseren Fiat Polski für 1.000 Mark. Dann zogen wir um, ins Lager. Eine große Halle in Berlin-Neukölln, eigentlich gedacht für Obdachlose, aber, weil in diesen Jahren so viele von uns kamen, wurde sie auch für Aussiedler geöffnet. Überall Eisenbetten und Plastiktüten, es roch nach Schnaps, und meine Schwester und ich krallten uns an den Beinen unserer Mutter fest.

»Ihr könnt hier nicht bleiben«, sagte mein Vater, und fuhr uns zurück zum Onkel. Er selbst schlief wochenlang in der Halle, damit wir den Platz behielten. Mein Vater hatte in Polen seine Bücher zurückgelassen, Goethe, Mann, Dostojewski. In Deutschland hatte er nun Putzdienst und schrubbte Klos und Flure. In diesen ersten Tagen in Deutschland dämmerte es ihnen: Hier ankommen werden sie nur, wenn sie anders werden als sie sind. Und ausgerechnet die Nazis hatten dafür gesorgt, dass ihnen das leichter fiel als anderen.

Wie viele Polen im Sozialismus hatten auch meine Eltern nach einem »deutschen Großvater« gesucht, der Eintrittskarte in den Westen. Sie fanden ihn. Mein – durch und durch polnischer – Urgroßvater hatte bei der Reichsbahn gearbeitet und sich in die »Deutsche Volksliste« eintragen lassen. Denn als die Nazis gemerkt hatten, dass es schier unmöglich ist, alle Polen auszulöschen, um das Land zu »germanisieren«, beschlossen sie, die übrigen Polen irgendwie zu Deutschen zu machen. Mein Urgroßvater galt somit als Deutscher und wir waren, auf dem Papier und ohne einen einzigen deutschen Verwandten zu haben: Aussiedler. Unser Ticket in eine neue Welt. Meine Familie spricht bis heute nicht gern darüber. Statt für Fleisch, stellten sich meine Eltern nun für Papiere an. Krankenkasse, Monatskarte, Begrüßungsgeld, als Aussiedler bekamen wir die Luxusbehandlung.

Mein Vater konnte es nicht fassen. Ohne jemals einen Pfennig in die deutsche Arbeitslosenversicherung eingezahlt zu haben, bekamen beide Arbeitslosengeld. Meine Eltern hatten den Eindruck, sie schuldeten diesem Land nun etwas. Auch der Sprachkurs war, wie für alle Aussiedler, kostenlos. 90 Prozent sprachen damals kein Wort Deutsch. In den ersten Wochen liefen wir mehr oder weniger stumm durch die Gegend, denn meine Eltern hatten beschlossen: Auf deutschen Straßen sprechen wir deutsch.

Dafür wiederholte meine Mutter ihn danach umso öfter, einen ihrer ersten deutschen Sätze. »Pass auf!« Wenn ein Mensch von einem Land in ein anderes zieht, kommt zu all den Rollen, die er in seinem Leben einnimmt, eine weitere. Er ist nun nicht mehr nur Arzt, Vater, Literaturliebhaber, sondern auch: Einwanderer. Je mehr Rollen, sagen Forscher, desto mehr Spannungen. Vielleicht haben meine Eltern einfach beschlossen, diese Spannung zwischen zwei Kulturen so klein wie möglich zu halten. Sie legten die Rolle der Polen ab. Und büffelten dafür umso mehr für die der Deutschen.

Auf meinem Pass prangte jetzt kein weißer, sondern ein schwarzer Adler. Aus der polnischen Emilka Smiechowska war die deutsche Emilia Smechowski geworden. Unsere Namen ändern, das, was von Geburt an immer bleiben sollte – einen größeren Schnitt hätten wir nicht machen können.

Als Turbo-Deutsche mühten wir uns ab, dem, was auf dem Papier stand, zu entsprechen. Meine Eltern lernten Deutsch. Wir gingen bei Aldi einkaufen. Wir waren glücklich. Wir wurden immer mehr. In den 1980er Jahren kam eine Million Einwanderer nach Deutschland, davon 800.000 Aussiedler. Mit dem Fall der Mauer wurden es noch mehr. Heute leben etwa 4,1 Millionen Menschen in Deutschland mit Aussiedler-Status, darunter etwa zwei Millionen Polen. Wir sind, nach den Türken, die zweitgrößte Migrantengruppe. Während die Türken Deutschland eher wieder verlassen, stehen wir seit Jahren an der Spitze der Einwanderungsstatistik.

70.000 Polen kamen im Jahr 2013 unterm Strich nach Deutschland. So steht es im aktuellen Migrationsbericht der Bundesregierung. Und doch haben wir keinen Cem Özdemir, keine Aydan Özoğuz im Bundestag, es gibt keinen Verband, der für uns spricht, und wenn der Deutsche schnell was auf die Hand will, holt er sich ganz sicher keine Piroggen um die Ecke. Klar, wir sind auch nicht die Protagonisten in Büchern eines Thilo Sarrazin, wir sind es nicht, die Zehntausende Dresdner dazu treiben, »Wir sind das Volk!« zu rufen.

Nicht mehr.

Emilie Mansfeld kam wie ich als Kind mit ihren Eltern nach Deutschland. Heute arbeitet sie als Politologin bei der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik. »Durch den Verzicht aufs Polnische haben wir einen Teil unserer Identität verloren. Der Begriff mag angestaubt sein, aber er trifft es noch immer: Migranten sind Brückenbauer. Wir aber haben die Brücke hinter uns gleich abgerissen«, sagt sie.

Kennen Sie den noch? »Eine kurze Anzeige mit drei Lügen: Anständiger Pole mit eigenem Auto sucht Arbeit.« Oder den? »Woran merkt man, dass noch kein Pole im All war? Der große Wagen ist noch oben.« Harald Schmidt hat diese Witze erzählt. In den 1990er Jahren war das. Das war die Stimmung. Da waren wir schon längst raus aus dem Heim, hatten fünf Zimmer, Küche, Bad, unsere erste Sozialwohnung. Am ersten Abend saßen wir auf dem hellen Teppich im leeren Wohnzimmer und aßen Brot mit Philadelphia. Andere Flüchtlinge im Heim kauften vom Geld, das ihnen der Staat gab, sofort Fernseher und Stereoanlage. An unserem ersten deutschen Weihnachten gab es einen Plastikbaum und etwas Lametta. Wir tranken aus ausgewaschenen Senfgläsern. Wir fuhren mit unserem Sozialticket U-Bahn. Nach Polen fuhren wir erstmal nicht.

Mein Vater fing in einem Krankenhaus an, meine Mutter in einem anderen, wir gingen in den Kindergarten. Wenn wir andere Polen im Supermarkt hörten, rollten wir noch immer mit den Augen. »Nur weil ich Polen im Ausland treffe, heißt das ja nicht, dass sie meine Freunde werden müssen«, sagte mein Vater. Deutsch bedeutete Erfolg und Geld. Polnisch bedeutete Armut. Und etwas Dreck. Mit aller Macht wollten wir verhindern, dass man auf uns herabsah. Mit sieben wurde ich eingeschult. Meine Mutter wiederholte es wie das Vaterunser: »Du musst dich mehr anstrengen als die deutschen Kinder.« Wenn ich mit einer 2+ nach Hause kam, legte sich ihre Stirn in Falten.

Es gab auch die Sommer, wie sie schon immer waren. Wir Schwestern mit unseren Großeltern, in unserem Wald in Polen, unser Zelt, unsere zwei Seen, unsere Birken, unser Moos, unser Feuer.

Unsere Eltern blieben in Berlin. Arbeiten. Das bisschen Arbeitslosengeld, das sie bezogen hatten, hatten sie tausendfach mit Steuern zurückgezahlt. Die Rechnung war beglichen. Meine Mutter stand nervös in der Küche, als sie deutsche Freunde zum Essen einlud. Was sollte sie kochen? Es gab dann Tomate mit Mozzarella, Lasagne und Tiramisu. Von Piroggen hatte sie genug.

Mittlerweile besaßen wir einen 3er BMW in Grünmetallic. Diese Blicke, wenn wir damit durch polnische Dörfer fuhren. Wir parkten auf bewachten Parkplätzen, natürlich, und mein Vater befestigte die Lenkradsperre. Unser neues Leben wurde beäugt. Von Fremden, aber auch von Tanten, Onkeln, Kusinen, die in Polen geblieben waren.

In Deutschland schämten wir uns dafür, arme Polen zu sein. In Polen schämten wir uns dafür, reiche Deutsche zu sein. Wir fühlten uns wie die Wölfe im Schafspelz. Ist das der Preis einer Integration? Die Unsichtbarkeit? Die Scham?

»Tja«, sagt der polnische Historiker Robert Traba. »Die Generation Ihrer Eltern, die damals zu Hunderttausenden nach Deutschland kam, litt unter einem Minderwertigkeitskomplex. Sie hatte das Gefühl, etwas aufholen zu müssen, was die Deutschen ihnen voraus hatten. Der Druck, so zu werden wie die Deutschen, war groß. Sie haben sich nicht integriert, sondern assimiliert. Assimilation aber führt ins Nichts.« Heute belächeln wir diesen Minderwertigkeitskomplex und gründen Kulturvereine wie den »Club der polnischen Versager«. Damals konnten Deutschland und Polen unterschiedlicher kaum sein. Sozialismus und Kapitalismus, Arm und Reich, Grau und Glitzer. Wer schämte sich da nicht als Grauer? Meine zweite Schwester wurde geboren. Meine Eltern kauften ein Grundstück. Mit Garten.

In der Schule sprachen wir zum gefühlt zehnten Mal über das Dritte Reich. Lasen »Jakob der Lügner« und »Als Hitler das rosa Kaninchen stahl«. Lasst mich endlich in Ruhe mit diesen bescheuerten Nazis! Der Lehrer schaute irritiert. Ach, war die nicht aus Polen? Tja, dachte ich, jetzt fragst du dich, wie viele aus meiner Familie vergast wurden.

Dabei interessierte mich das Thema brennend. Politik überhaupt. Nur konnte ich nichts anfangen mit dem kollektiven Schuldgefühl der Deutschen. Was sie wohl in polnischen Schulen lehrten? Denkt ein Deutscher an Italien, sieht er Pizza. Denkt ein Deutscher

AUFNAHMEGESELLSCHAFT
ist mit Vorsicht zu genießen: Der Begriff klingt nach einem fest definierten, homogenen Rahmen, in den Menschen einwandern. Zudem ist er als Synonym für Deutsche ohne Migrationshintergrund ausgrenzend, da Eingewanderte und ihre Nachkommen auch zu den Aufnehmenden gehören. Wenn er verwendet wird, wäre der klärende Zusatz multikulturelle Aufnahmegesellschaft sinnvoll, damit deutlich wird: Es sind die knapp 82 Millionen Bürgerinnen und Bürger in Deutschland gemeint.

an Polen, sieht er das Tor von Auschwitz. Bismarck, Hitler, Vertriebene. Brandts Kniefall in Warschau. Meine beiden Länder waren vor allem durch Schuld und Sühne verwoben.

»Es gibt keine deutsche Identität ohne Auschwitz«, hat neulich unser Bundespräsident gesagt. Genau das war lange Zeit mein Problem. Wir waren das Auschwitz in Deutschland, die Opfer im Täterland. Und wollten uns als solche lieber nicht zu erkennen geben, vierzig Jahre nach Kriegsende. In Deutschland war doch jetzt so vieles anders, was sollten wir da in alten Wunden rühren. Lieber werden wie die Deutschen. Weg mit dem Unterschied.

Ich fing an zu studieren. Ging ins Ausland. Und tanzte zwischen den Kulturen, bediente mich mal dieser, mal jener Identität. Auf deutschen Formularen hatte ich keine Lust auf Nachfragen und gab gar nicht erst meine polnische Herkunft an. Um Auslandsstipendien zu bekommen, schrieb ich seitenlange Motivationsschreiben über meine polnischen Wurzeln. Es hatte schizophrene Züge. Sollte ich am Telefon meinen Namen buchstabieren, sagte ich »Siegfried Marta Emil Cäsar Heinrich Oskar Wilhelm Siegfried Kaufmann Ida« und ließ unkommentiert, wenn jemand mein akzentfreies Deutsch lobte.

Meine Eltern schämen sich noch heute, wenn sie merken, dass sie einen winzigen Grammatikfehler gemacht haben. Wenn ich heute meine Eltern frage, warum sie sich so unsichtbar gemacht haben, sagt mein Vater, man schämte sich eben damals als Pole, und meine Mutter sagt, sie hatte Angst, es sonst nicht zu schaffen.

»Es ist verständlich, dass unsere Eltern so reagiert haben«, sagt Katharina Blumberg-Stankiewicz. Als Politikwissenschaftlerin promoviert sie über die unsichtbaren Polen. »Aber man sieht, wie wir als zweite Generation darauf reagieren. Wir straucheln. Und holen uns irgendwann das Polnische zurück.«

Manchmal steht, wer glaubt, sich entscheiden zu müssen, am Ende verloren da. Assimilation ist kein Ankommen, es ist ein Versteckspiel. Der Versuch, mich zu de-assimilieren, führt mich nach Polen. Als ich beruflich zwei Monate in Warschau verbringe, fühlt es sich irgendwie schräg an. Ich bin erwachsen, schwanger, will arbeiten. Aber am liebsten würde ich mich mit meiner Oma an der Hand in der nächsten Bäckerei anstellen, für ein Mohn-Quark-Teilchen. Nur ist meine Oma mittlerweile tot. Ich lese polnische Geschichtsbücher und polnische Lyrik, gehe in die Botschaft und will meine polnische Staatsbürgerschaft zurück. Nicht aus Prinzip. Ich will wählen gehen. Wie ich es in Deutschland seit dreizehn Jahren tue.

Deutschland, so heißt es, ist das zweitbeliebteste Einwanderungsland der Welt geworden. Die Politik hat sich ein Wortungetüm ausgedacht, um all die Angekommenen zu vereinen. Aber auch wir »Menschen mit Migrationshintergrund« wissen nicht, wie wir lieber genannt werden wollen. Neue Deutsche? Menschen mit ausländischen Wurzeln? Hybride Identitäten? Egal, welches Label wir uns geben: Den Unterschied lässt es nicht verschwinden.

Soll es auch nicht. Ich will als Frau die gleichen Rechte wie ein Mann, das gleiche Gehalt, die gleichen Aufstiegschancen. Das heißt doch aber auch nicht, dass ich ein Mann sein will. Ich habe heute wieder zwei Pässe – und will mich nie wieder entscheiden müssen. Ich bin weder »neue Deutsche« noch »alte Polin«.

Was bitte ist mit dem Dazwischen? Noch immer scheint ethnische Vielfalt ein Symbol für gescheiterte Integration zu sein. Wo keine homogene Masse zu sehen ist, wo man die Migranten als solche erkennt, muss etwas falsch gelaufen sein. Die Polen als Vorbild der Integration? Hätten sich alle Migranten so »integriert« wie wir, würden wir in Deutschland nur Schweinsbraten oder Grünkohl mit Pinkel essen und uns im Theater langweilen.

Mein Heimatland hat sich verändert. Wie kein anderes aus dem ehemaligen Ostblock hat es den Systemwechsel geschafft – aus eigener Kraft. 2009 war es das einzige Land in Europa, das trotz Eurokrise ein Wirtschaftswachstum zu verzeichnen hatte. Das britische Magazin Economist schrieb: Seit dem 16. Jahrhundert war Polen nicht mehr so wohlhabend, friedlich, vereint und einflussreich. Polen wird heute bewundert, nicht belächelt.

Und wir?

Haben diese Entwicklung nur aus der Ferne beobachtet. Uns ist nun auch dieses Land ein bisschen fremd geworden. Meine Mutter hat noch immer 50 Eier im Gepäck, jedes Mal, wenn sie in Polen war. Ein Ei ist dort mittlerweile genauso teuer wie hier. Meine Schwester hat einen Deutschen geheiratet und heißt jetzt anders. Mich kostet es noch immer Überwindung, polnisch über den Spielplatz zu rufen. Sprachlich sei er irgendwie heimatlos geworden, sagt mein Vater. Er spricht jetzt seine Muttersprache mit deutschem Akzent.

Von: **Emilia Smechowski,** geboren 1983 in Polen, studierte Operngesang und Sprachen in Berlin und Rom, seit 2009 Journalistin bei der taz, seit 2016 freie Autorin. Eine längere Version dieses Textes gewann den Deutschen Reporterpreis 2015 in der Kategorie »Bestes Essay«.

Es bringt nichts, das Land weiter in Deutsche und Migranten einzuteilen

Warum die Migrationsforscherin Naika Foroutan das neue Integrationsgesetz ablehnt, was sie sich stattdessen wünscht und wie ein Zusammenleben aller funktionieren kann.

***zeichen*: Im Juli dieses Jahres ist ein neues Integrationsgesetz verabschiedet worden, lang erwartet und nun doch stark kritisiert, auch von Ihnen in einem offenen Brief, der viel Aufmerksamkeit erfuhr. Warum?**

Naika Foroutan: Mit dem Gesetz hat die Bundesregierung die Frage der Integration sehr einseitig als Aufgabe der Flüchtlinge verortet. Ich kritisiere die Entfremdungslogik, die in diesem Gesetz fortgeführt wird. Die Sanktionen, wie die Wohnsitzauflage, dienen vor allem als populistisches Zeichen: Flüchtlinge kommen nicht einfach davon. So sollen Flüchtlinge bestraft werden, wenn sie ihren Sprachkurs nicht machen, dabei gibt es gar nicht genügend Plätze. 200.000 fehlen und niemandem ist klar, wie das in so schneller Zeit strukturell gewährleistet werden soll.

Was hätten Sie sich stattdessen gewünscht?

Den wirklich großen Wurf. Wir brauchen keine Reproduzierung der ewig alten Trennlinien und Marker in der Gesellschaft. Ein Gesetz, das allen hier hilft, sich in dieses neue Deutschland zu integrieren. Es bringt einfach nichts, das Land weiter in Deutsche und Migranten einzuteilen. Die Hälfte der Migranten ist längst zu Deutschen geworden. Deswegen muss Integration als erweiterter Begriff gedacht werden.

Was bedeutet das konkret?

Man hätte auch einen Vertrag gemeinsam auf Basis unserer Verfassung aufsetzen können. Das hätte geholfen, uns klarzumachen, welche Grundsätze darin stehen und wie sehr die Gesellschaft davon wegdriftet, wenn sie diese Form von Toleranz und Akzeptanz nicht gewährt. Auch Rechtspopulisten müssen unsere Werte akzeptieren.

Der Begriff Desintegration beschreibt es besser, weil man damit nicht automatisch an Migranten denkt, sondern an Menschen, die eingeschränkten Zugang zum Arbeitsmarkt, zum Bildungs- und Gesundheitssektor, zum Nahverkehr oder zu Kulturangeboten haben. Es müssen Mechanismen gefunden werden, integrative Angebote für alle in diesem Land lebenden Menschen zu machen. Das wäre ein wahrhaftiges Integrationsgesetz geworden. Aber das könnte man ja noch in einem Integrationsgesetz II nachbessern.

Die AfD wirbt mit ihren flüchtlings- und islamfeindlichen Positionen sehr erfolgreich um Wählerstimmen. Prognosen sehen sie mit über zehn Prozent im Bundestag. Wie schätzen Sie den Erfolg dieser Partei ein?

Der Erfolg der Partei ist sehr eventorientiert. AfD-Sprecher Alexander Gauland sprach von der Flüchtlingskrise als Segen für die Partei. Nun nachdem die Flüchtlingszahlen sinken, schwenkt sie auf einen Anti-Islam-Kurs ein und weiß Ereignisse wie die jüngsten Anschläge für sich zu nutzen. Was bis zur Wahl passiert, kann man aber noch gar nicht einschätzen. Deswegen sollten wir uns auch weniger Gedanken um die AfD machen und uns mehr die Frage stellen, wie viel Präsenz antimuslimische Ressentiments innerhalb der Bevölkerung haben und wie abrufbar diese durch beispielsweise kurzfristige politische Ereignisse sind.

Laut neuem Integrationsgesetz ist der Deutschkurs für Flüchtlinge verpflichtend, doch aktuell fehlen 200.000 Plätze. So forderten Teilnehmer_innen der Demonstration »Flüchtlinge Willkommen« am 14. November 2015 in Hamburg mehr Deutschkurse.

Wie stark sind also antimuslimische Einstellungen?
Seit Jahren sehr stark, also nicht erst seit dem Syrienkrieg oder seit dem Anstieg der Flüchtlingszahlen. Das haben Kollegen in Bielefeld und Leipzig, aber auch der Bertelsmann Religionsmonitor untersucht. 60 Prozent der Bevölkerung sagen, dass sie sich vor dem Islam fürchten würden oder dass der Islam nicht zu unseren Werten und der westlichen Welt passen. Wir vom Berliner Institut für empirische Integrations- und Migrationsforschung haben eine Datenanalyse mit 8.000 Menschen gemacht und eine starke Ambivalenz festgestellt. Auf der einen Seite sind 70 Prozent der Menschen bereit, Rechte von Minderheiten zu akzeptieren. So sollen Muslime Rechte in Deutschland haben und auch Forderungen stellen dürfen. Doch wenn es konkret wird, würden 60 Prozent Beschneidungen verbieten, 50 Prozent das Kopftuch bei Lehrerinnen und 40 Prozent den Moscheebau.

Wie interpretieren Sie das?
Während es auf der einen Seite eine hohe kognitive Akzeptanz gibt, haben wir andererseits eine präsente emotionale Distanz. Mit anderen Worten: Es fehlt der Kontakt. Und daran muss gearbeitet werden. Doch das ist nicht die Aufgabe von uns Wissenschaftlern. Das ist eine gesellschaftliche, kulturelle und mediale Frage.

Wenn von Deutschland, Deutschen und Wir die Rede ist, was sollte Ihrer Meinung nach im Jahr 2016 damit gemeint sein?
Wir brauchen eine Leitbilddiskussion. Darin sollte es darum gehen, die nationale Identität als eine der Komponenten, die vielleicht zu Zugehörigkeitsgefühlen führen kann, weiterzudenken. Eine nationale Identität sollte nicht mehr nur auf bestimmte Kerngruppen gedacht werden, die immer schon hier waren oder deren Vorfahren schon immer hier waren.
Im Gegenteil muss akzeptiert werden, dass Deutschland eine Einwanderungsgesellschaft geworden ist und heute rund 35 Prozent der Kinder in diesem Land einen sogenannten Migrationshintergrund haben. Jedes dritte Kind hat also Querbezüge zu anderen Zugehörigkeiten und vielleicht anderen Vorfahrensstrukturen. Das muss man mit bedenken, wenn man Deutschland heute beschreibt. Das Land ist sehr plural und vielfältig geworden und das Konzept von nationaler Identität muss das mitberücksichtigen, einfach weil es so der aktuellen empirischen Situation gerechter wird.

Gibt es da Vorbilder aus einem anderen Land?
Ja, Kanada zum Beispiel. Dort existiert das Leitbild: »Unity within diversity«. Diversität stellt Basis und Ausgangslager nationaler Identität dar. Kollektive Identität ist also als Vielfalt denkbar. In der konkreten Praxis bedeutet es Diversität als politische Grundlage zu entwickeln und zum Beispiel Antidiskriminierungsrichtlinien zu etablieren. Posten in Verwaltung, Schulen und Universitäten sollen vielfältig besetzt werden, also sich nach der sowieso vorhanden Diversität in der Gesellschaft richten. Vielfalt sollte in Schulbüchern und Filmen reflektiert werden. Mit Vielfalt ist aber alles gemeint, Geschlecht, Alter, jegliche Form von Minderheiten, Menschen mit und ohne Behinderungen. So ist das Kabinett des kanadischen Premierministers zur Hälfte mit Frauen besetzt und auch sonst sind viele Minderheiten vertreten. In einem Interview antwortete der Premierminister auf eine Frage nach dieser Zusammensetzung mit dem Begründung: »Weil es 2015 ist.«

Was ist daran besonders?
Hier in Deutschland wird jeder Schritt in Richtung Diversität als eine Art Hilfestellung für Minderheiten betrachtet, als eine positive Aktion. Doch ich will Vielfalt nicht moralisierend oder ethisch normativ setzen, sondern einfach den Realitäten des Landes angepasst. Die Realität ist, dass wir vielfältig sind. Die 35 Prozent Kinder mit Migrationshintergrund werden irgendwann die Frage stellen, warum nur sieben Prozent ihrer Lehrer einen Migrationshintergrund haben und wieso nicht mehr von »uns« Lehrer geworden sind? Oder warum nur sechs Prozent im Bundestag sitzen. Diese Repräsentationslücken werden irgendwann offensichtlich werden.

EINWANDERUNGSGESELLSCHAFT
beschreibt Deutschland als Einwanderungsland. Die Menschen kommen, um dauerhaft hier zu leben. Sie werden und sind Teil der Bevölkerung. Im Gegensatz dazu betont die Bezeichnung »Zuwanderungsgesellschaft« die temporäre Dauer des Zuzugs. Die Absicht zu bleiben, ist bei Zuwanderern nicht unbedingt gegeben.

Gespräch mit: **Prof. Dr. Naika Foroutan,** Jahrgang 1971, Sozialwissenschaftlerin und Autorin, Leiterin der Forschungsgruppe »Junge islambezogene Themen in Deutschland«, stellvertretende Direktorin des Berliner Instituts für empirische Integrations- und Migrationsforschung, Mitglied des ASF-Kuratoriums.

In Russland waren wir Juden. Und in Deutschland plötzlich Russen.

Ein Gespräch mit Dr. Sergey Lagodinsky über das Ankommen und die Integration der Juden aus der ehemaligen Sowjetunion in Deutschland.

***zeichen*: Wie haben Sie den Prozess des »hier Ankommens« erlebt?**
Sergey Lagodinsky: Ich war 18, als ich nach Deutschland kam. Das Wichtigste war für mich, im Bildungsbereich Anschluss zu finden. Das hat sich zum Glück schnell ergeben. Zumindest lässt sich das im Nachhinein so leicht sagen. Was mich bedrückt hat, war die Position und Integration der älteren Generation, also meiner Eltern und Großeltern. Man hört Sätze wie »die junge Generation ist die Zukunft«, in sie wird investiert, aber das ist fatal für die älteren Einwanderer. Mitzubekommen, wie deine Eltern behandelt werden, hinterlässt auch Spuren bei Jüngeren und trägt zu unserem Selbstbild bei.

Ich bewundere meine Eltern und Großeltern sehr für das, was sie geschafft haben. Für sie aber war es ein schwieriger Prozess. Gerade in den 1990er Jahren hatten Menschen dieser Generation große Probleme auf dem Arbeitsmarkt und mit der fehlenden Akzeptanz einer sich als sehr homogen verstehenden deutschen Gesellschaft gegenüber denen, die herkamen und mit starkem Akzent sprachen. Das Gefühl, nicht akzeptiert zu werden, trotz hoher beruflicher Qualifikationen wieder von Null anzufangen, das musste erst mal von der Gruppe der russisch-jüdischen Zuwanderer verarbeitet werden.

In Deutschland gab es zur Zeit Ihrer Migration bereits eine jüdische Gemeinde von circa 30.000, zumeist osteuropäisch-stämmigen Juden. Die waren plötzlich in der Minderheit. Wie lief das Zusammenkommen dieser beiden Gruppen?
Mit den sich verändernden Mehrheiten musste sich die Gemeinde zwangsläufig auch verändern. Ohne Frage war es ein schwieriger Prozess für beide Seiten und bleibt es an Stellen bis heute. Wir Zugewanderten sahen uns mit einem religiösen Judentum konfrontiert, das wir aus der Sowjetunion nicht kannten. In Russland waren wir ja als Juden im Personalausweis gekennzeichnet, wir definierten uns eher ethnisch und säkular als Juden und weniger über religiöse Ausübung des jüdischen Glaubens. Die hier vorhandene jüdische Gemeinde definierte sich vor allem über Glaube und Religiosität. Da stießen zunächst also zwei Welten aufeinander.

Konkret sah die Situation so aus, dass innerhalb von wenigen Jahren 125.000 Juden aus der Sowjetunion den Jüdischen Gemeinden in Deutschland zugewiesen wurden. Die waren verständlicherweise überfordert. Auf Beratungen in allen Lebensbereichen waren die bestehenden Strukturen nicht ausgerichtet. Die Zugewanderten brauchten unter anderem Unterstützung bei der Suche nach Sprachkursen, nach Umschulungsangeboten oder bei der Beantragung von Sozialhilfe. Diesen Anforderungen konnten die Gemeinde-Institutionen nur schwer gerecht werden. Die ersten 10 bis 15 Jahre waren geprägt von dieser mühsamen Integrationsarbeit und auch durch Abwehrreaktionen der Herkunftsgemeinde gegenüber uns Neuankömmlingen. Dadurch haben wir viele der jungen russischsprachigen Juden – gerade der kulturell Interessierten, der Intellektuellen – für die Gemeinden verloren. Die Folgen werden wir zu tragen haben.

Heute ist die Situation eine andere. Die Identitätsvielfalt innerhalb der jüdischen Gemeinden ist normal geworden und man zollt sich gegenseitig Respekt.

Gab es Momente, die die Neuankömmlinge mit den Alteingesessenen zusammengeschweißt haben?
Die russisch-sprachigen Juden waren lange noch nicht genug angekommen, um sich an gesellschaftlichen Debatten zu beteiligen, die die deutschen Juden betrafen. Ich denke da zum Beispiel an die Walser-Rede. Sie waren noch viel zu sehr mit den Basics beschäftigt. Was uns über die inner-jüdischen Grenzen hinweg näher brachte, waren Debatten über Israel und den Nahen Osten. Von denen fühlten sich beide Gruppen gleichermaßen betroffen.

Wie haben Sie die rechtsextreme Hetze in den 1990ern erlebt?
Wir sind 1993 nach Schleswig-Holstein gekommen, kurz nach den Anschlägen von Mölln. Die Ängste sind da, aber dominieren nicht den Alltag. Der Alltag ist: Formulare ausfüllen, Schulentscheidungen treffen, Deutsch lernen. Und in der Sowjetunion war Antisemitismus gesellschaftlich en vogue, da hat uns rechtsextreme Stimmungsmache in Deutschland nicht vollkommen überrascht. Ich will damit sagen: Wir waren einiges gewöhnt.

Welche Identitätszuschreibungen erlebten Sie?
Das ist etwas, das mich überrascht hat. In Russland waren wir Juden. Und in Deutschland plötzlich Russen.

Welche Themen werden unsere Einwanderungsgesellschaft in der Zukunft prägen?
Die Integrationsgeschichte für russische Juden ist bereits geschrieben. Die jüngeren Generationen sind sehr gut integriert. Die Herausforderung ist und bleibt die soziale Integration der ersten Generation, die hohe Altersarmut. Die Realität von alten jüdischen Menschen, von Holocaust-Überlebenden in Deutschland, ist weit entfernt von der politischen Rhetorik. Hier gibt es einen blinden Fleck und großen Handlungsbedarf.

Unsere Gesellschaft wird sich zunehmend mit dem Thema Säkularismus und Religiosität auseinandersetzen. Das betrifft neben uns natürlich auch andere Minderheiten, Stichwort: Beschneidung.

Wie haben sich Debatten über Beschneidung oder Schächten auf Ihr Lebensgefühl ausgewirkt?
Ich sah durch diese hitzig geführten Debatten nie die Existenz des deutschen Judentums infrage gestellt. Aber es war ein klares Signal, dass Debatten, die Minderheiten wie meine betreffen, in Deutschland nunmehr sehr viel härter und offener geführt werden und emotional aufgeladen sind. Und dass so manche Stellvertreterdiskussion geführt wird. Wir sehen uns oft mit einer gewissen Kulturblindheit konfrontiert.

Können Sie das näher ausführen?
Man sieht daran, wie diese Gesellschaft mit Vielfalt – in diesem Fall religiöser Vielfalt – hadert und sich fragt, wie sie scheinbar »Fremdes« in ihr (verfassungsrechtliches) Verständnis integrieren kann. Für mich war das keine Zäsur. Eine Zäsur waren viel eher die Anti-Israel-/Gaza-Demonstrationen im Sommer 2014. Und die Frage, wie Debatten über Israel in Deutschland geführt werden. Wie zum Beispiel schaffen wir es als Juden in Deutschland mit anderen Minderheiten, die in ihren Ursprungsländern oft Juden und Israelis als Gegner gesehen haben, gut zurecht zu kommen und uns nicht allein gelassen und entfremdet zu fühlen? Das sind Fragen, die uns auch in Zukunft beschäftigen werden.

Das Interview führte Lena Altman.

Gespräch mit: **Dr. Sergey Lagodinsky** ist ein deutscher Rechtsanwalt und Publizist. Er leitet das Referat Europäische Union/Nordamerika der Heinrich-Böll-Stiftung und ist Mitglied der Repräsentantenversammlung der Jüdischen Gemeinde zu Berlin.

In Kürze erscheint ein ASF-Jahreskalender 2017, der sich unter anderem mit dem Thema Migration aus dem post-sowjetischen Raum befasst.

Durch die Juden aus der ehemaligen Sowjetunion entstehen auch komplett neue Gemeinden, wie die in Reutlingen. Gerade feiern sie das Chanukka-Fest und vermischen dabei neu gelernte Jüdische Traditionen mit bekannten russischen Volksliedern.

Die Umbrüche in der Sowjetunion im Zuge der deutschen Einheit lösten bei jüdischen Sowjetbürgern Angst vor erstarkenden Manifestationen des Antisemitismus aus. Nach Verhandlungen mit dem Zentralrat der Juden in Deutschland beschlossen Bund und Länder 1991 eine offizielle Zuwanderungsregelung für Juden aus der UdSSR. Hier trafen die Ausgewanderten auf circa 30.000 Jüdinnen und Jude in den bestehenden Gemeinden, die zu einem Anker für die Neudazukommenden wurden. Die neuen Mitglieder lösten ein jüdisches »Revival« in Deutschland aus mit vielen neuen Synagogen, Kindergärten, Jugendzentren und Kulturfestivals. Heute zählen die insgesamt 105 jüdischen Gemeinden rund 100.000 Mitglieder. Das Spektrum der religiösen Denomination innerhalb der Gemeinden reicht von orthodoxen über konservative bis hin zu liberalen Gemeinden. In den letzten Jahren hat sich das Tempo der Zuwanderung erheblich verlangsamt, auch wegen veränderter Aufnahmebedingungen. Quelle: www.zentralratdjuden.de

Vielfalt gestalten, darum geht es jetzt

Über Rassismus, Integration und warum die Frage, ob man sich eher als Deutscher oder als Türke fühlt, kontraproduktiv ist. Ein Interview mit Dr. Mark Terkessidis

***zeichen*: »Ich bin ja kein Rassist, aber...«, diesen Satz hört oder liest man sehr häufig. Oft wird er in einer Diskussion um Geflüchtete oder um Integration vorangestellt, um dann sein Unbehagen oder Misstrauen gegen Fremde auszudrücken. Was steckt hinter diesem Satz und dem nachgeschobenen »aber«?**

Dr. Mark Terkessidis: Das »aber« setzt erst einmal voraus, dass bestimmte Äußerungen unter Legitimationsdruck gekommen sind – unsere Gesellschaft hat ja bereits zahlreiche Debatten über Rassismus hinter sich. Zuletzt ging es etwa darum, ob in alten Kinderbüchern das N-Wort stehen bleiben darf. Seitdem sich Deutschland als Einwanderungsland sieht, nehmen auch die Betroffenen an dieser Diskussion teil. Der Druck ist also gestiegen.

Wie wirkt das »aber« heute?

Primär möchte heute, zumindest im allergrößten Teil der Gesellschaft, niemand als Rassist gelten. Insofern hört man »aber« immer öfter. Denn was nach dem »aber« kommt, ist häufig doch diskriminierend. Nehmen wir Thilo Sarrazin als Beispiel. Als »Die Zeit« mit ihm ein Interview geführt hat, hieß der erste Satz: »Wir wissen ja, dass Sie kein Rassist sind...« – und er selbst betont das ja auch. Wenn Thilo Sarrazin aber nicht als rassistisch bezeichnet wird, wo ist dann der Platz, an dem über Rassismus verhandelt werden kann? Nur zur Erinnerung: In einem Interview mit »Lettre International« hat er – damals war er im Vorstand der Bundesbank – behauptet, »die Türken« würden Deutschland erobern wie damals die albanischen Kosovaren das Kosovo, also durch eine höhere Geburtenrate. Und das wäre ihm sogar egal, wenn es sich um osteuropäische Juden handeln würde, denn die seien ja im Schnitt 15 Prozent intelligenter als die einheimische Bevölkerung.

Was steckt hinter den Aussagen von Sarrazin?

Da geht es um Privilegien. Eine bestimmte Schicht in der Gesellschaft hat Probleme damit, dass die Einwanderungsgesellschaft immer näher kommt. Personen mit Migrationshintergrund gewinnen an Einfluss, sie sind plötzlich direkte Konkurrenten, sie haben politische Ansprüche. Das wird dann als Bedrohungsdebatte inszeniert, vor allem am Beispiel Islam. Die Muslime gelten als »Vorhut« eines angeblichen islamischen Dominanzstrebens, dass am Ende von den europäischen Werten nichts mehr übrig lassen wird. Damit werden ja auch auf politischer Ebene Ängste geschürt – der bis vor kurzem amtierende tschechische Präsident hat in Anbetracht der Geflüchteten von den Stoßtruppen einer »organisierten Invasion« gesprochen. Er hält sich sicher nicht für rassistisch.

Welche Funktion hat denn Rassismus?

Rassismus ist ein Element der Moderne und hat etwas mit einem Ausschluss durch Einbeziehung zu tun. Nach 1492 etablierten die Spanier in ihren »Entdeckungen« das, was Immanuel Geiß einmal ein »Rassen-Kasten-System« genannt hat, das heißt sie betrachteten die »Eingeborenen« schlicht als Eigentum, zwangen sie und später Personen aus anderen Kolonien in die Sklaverei, und etablierten so einen Unterschied entlang von Hautfarben. Schon damals allerdings musste die Sklaverei legitimiert werden, und der Unterschied der Haut-

Jugendliche, die längst zusammen feiern und tanzen und Vielfalt ungezwungen leben. Wie hier auf einem Open-Air-Konzert in Berlin.

farbe bot sich da an: Wer »negro« war, stand eben auf einer niedrigeren Stufe der Entwicklung und musste daher niedere Tätigkeiten verrichten.
Man muss sich allerdings klarmachen, dass der Unterschied durch die Sklaverei überhaupt erst geschaffen wurde. Es gibt eigentlich gar keinen Grund, warum die Hautfarbe so eine Rolle spielt, zuvor hatte die Hautfarbe auch keine pejorative Bedeutung. Moses Mendelssohn hat mal über die jüdische Erfahrung gesagt: »Man bindet uns die Hände und wirft uns danach vor, dass wir sie nicht benutzen«. So funktioniert Rassismus.
Heute gibt es zwar keine Formen der Gewalt mehr, die so direkt sind wie Sklaverei und Kolonialismus, aber die Migration vor allem der Nachkriegszeit ging natürlich bereits aus einem weltweiten Gefälle hervor. Und die Einbeziehung in die westlichen Nationalstaaten fand unter ganz bestimmten Bedingungen statt: Es wurden Arbeitskräfte gesucht für unqualifizierte, schwere Industriearbeit, die man auch leicht wieder loswerden konnte.

GEFLÜCHTETE
wird seit einiger Zeit als Alternativbegriff für Flüchtlinge verwendet, weil damit die teils als kleinmachend oder abwertend empfundene Endung -ling (wie zum Beispiel Eindringling) umgangen wird. Da es sich um keinen juristischen Begriff handelt, ist er bei der Berichterstattung in vielen Fällen einsetzbar: Geflüchtete können auch Menschen sein, die keinen offiziellen Flüchtlingsstatus nach der Genfer Konvention oder anderen Regelungen haben. Alternative Begriffe wären dann Schutzsuchende oder Asylsuchende.

Was bedeutet das konkret?
In den 1960er Jahren und auch danach wurden diese Jobs ganz selbstverständlich als »Ausländerjobs« bezeichnet, also die Jobs, die Deutsche nicht mehr machen wollten. Zugleich gab es einen Prozess der statistischen Diskriminierung: Die Eigenschaften der Jobs wurden auf die Personen übertragen, die sie machten. In einer demokratischen Gesellschaft war es eigentlich nicht vorgesehen, dass Leute nur Zugang hatten zu einem bestimmten Segment des Arbeitsmarktes. Die Klischees erklären und legitimieren genau das: Sie machen diese Jobs, weil sie weniger intelligent sind, ein bisschen faul und in den Tag hinein leben, weil sie eben nicht so »weit« sind in der Entwicklung wie wir. Das ist das Strukturelle an Rassismus.
Heute haben wir mit der Globalisierung völlig andere Migrationsmuster, das heißt auch sehr viel hoch qualifizierte Aus- und Einwanderer. Aber die ursprüngliche Unterschichtung auf dem Arbeitsmarkt hat sich dennoch »vererbt«. Heute hat die Bevölkerung mit Migrationshintergrund immer noch ein Armutsrisiko, das auf der Ebene von Hauptschülern liegt.

Was ist mit strukturellem Rassismus gemeint?
Jeder Rassismus ist strukturell, sonst hat es gar keinen Sinn von einem »-ismus« zu sprechen. Es handelt sich um das, was Michel Foucault mal einen »Apparat« genannt hat. Es gibt weiterhin Ausgrenzungspraxen, eine Benachteiligung, was den Zugang zu Positionen, Dienstleistungen und Ressourcen betrifft. Das muss erklärt und legitimiert werden, daher gibt es ein gesellschaftlich verbreitetes »rassistisches Wissen«. Rassismus ist keine Folge von Bösartigkeit oder der moralischen Verkommenheit von Einzelnen. Und im Übrigen: Von Rassismus betroffen zu sein, bedeutet nicht, dass man nicht selbst an dieser Struktur teilnehmen kann. Personen mit Migrationshintergrund ziehen auch in Vier-

MENSCHEN MIT MIGRATIONSHINTERGRUND
sind nach statistischer Definition (a) in Deutschland lebende Ausländer, (b) eingebürgerte Deutsche, die nach 1949 in die Bundesrepublik eingewandert sind, (c) sowie in Deutschland geborene Kinder mit deutschem Pass, bei denen sich der Migrationshintergrund von mindestens einem Elternteil ableitet. Zunächst wurde »Personen mit Migrationshintergrund« in der Verwaltungs- und Wissenschaftssprache verwendet. Doch als durch Einbürgerungen und das neue Staatsangehörigkeitsrecht von 2000 der Begriff Ausländer nicht mehr funktionierte, um Einwanderer und ihre Nachkommen zu beschreiben, ging die Formulierung auch in die Umgangssprache ein. Inzwischen wird der Begriff von manchen als stigmatisierend empfunden, weil damit mittlerweile vor allem (muslimische) »Problemgruppen« assoziiert werden. Eine gute Alternative: Menschen aus Einwandererfamilien.

tel, in denen nicht so viele »Ausländer« wohnen, oder sie haben Vorbehalte gegen Roma oder Geflüchtete. Die Gesellschaft ist zweifellos komplizierter geworden.

Was kann gegen Rassismus getan werden?
Wir müssen davon wegkommen, Rassismus ständig als moralisches Problem zu betrachten. Alles, was auf mehr soziale Gleichheit zwischen allen Menschen in der Bevölkerung zielt, ist auch ein Schritt in Richtung Antirassismus. Zugleich ist es wichtig, die Unterschiede in der Ungleichheit zu sehen. Ich muss Zugang organisieren, also braucht es mehr Leute mit Migrationshintergrund in der Verwaltung, im Lehrerberuf, bei der Polizei, in höheren Positionen. Also interkulturelle Öffnung. Wichtig dabei ist, dass diese dann nicht als Experten ihres Hintergrundes dienen, sondern sämtliche Aufgaben übernehmen wie alle anderen auch.

»Wo kommst du her?« Für viele Menschen mit Migrationshintergrund gehört diese Frage zum Alltag. Eine andere lautet: »Siehst du dich mehr als Türke oder als Deutscher.« Was steckt hinter diesen Fragen?
Ich denke, den meisten Leuten kommt das vor wie eine alltägliche Identitätskontrolle, weil ja immer erwartet wird, dass man sich als nicht-zugehörig erklärt: Ich bin »aus« einem anderen Land. Ich würde daher auch nie fragen, wo sich jemand mehr zuhause fühlt. Warum soll das Zuhause so exklusiv sein? In der Realität sind sehr viele Personen sehr transnational organisiert. Sie haben einen Rahmen für sich geschaffen, in dem die Kontexte ineinander übergehen. Und wenn man sich die erbärmlichen Versuche anschaut, deutsche »Leitkultur« zu definieren, dann ist das auch alles nicht mehr so eindeutig. Die Gesetze gelten für alle, ansonsten würde ich mich eher für die realen, auch bei den »Einheimischen« sehr vermischten Formen kultureller Praxis interessieren. Der Zwang zu Eindeutigkeit stellt mittlerweile eine Ausgrenzungserfahrung dar.

Wie äußert sich alltägliche Ausgrenzung darüber hinaus?
Zum Beispiel in der Schule. Eine Untersuchung der Uni in Oldenburg hat gezeigt, dass Lehrer auf Namen reagieren, dass also der Name »Kevin« bei Lehrern die Assoziation »verhaltensauffällig« auslöst. Die haben gar nicht gefragt, was mit Mehmet oder Vassili ist, aber wir können es uns vorstellen. Andere Untersuchungen zeigen, dass etwa bei den Empfehlungen für weiterführende Schulen Kinder mit Migrationshintergrund oft ausgesondert werden: Sie können nicht auf die höhere Schule, weil ihnen das nicht zugetraut wird, aber auch, weil ihre »bildungsfernen« Familien keine Unterstützung bieten können. Diese Kategorisierung setzt sich später fort: Es konnte gezeigt werden, dass Bewerber mit einem türkischen Namen ein signifikant höheres Risiko haben, nicht zu einem Bewerbungsgespräch eingeladen zu werden. Das müssen wir ändern, das hat mit einer demokratischen, durchlässigen Gesellschaft nichts zu tun.

Mit den Geflüchteten, die aus Syrien, Afghanistan und anderen Ländern nach Deutschland kommen, verstärkt sich auch eine gesellschaftliche Debatte um die Frage, was das »Wir«, in das Geflüchtete sich integrieren sollen, eigentlich ist.
Die Vorstellung vom »Wir« hat sich nach 1998 stark verändert. Deutschland hat akzeptiert, dass es ein Einwanderungsland ist. Vorher meinte man mit dem »Wir« tatsächlich die »Bio«-Deutschen. Heute ist es anders, die Bevölkerung ist eine Vielheit. Das neue »Wir« hat damit eine liberale, elastische Qualität. Nun geht es darum, diese Vielheit zu gestalten. Es braucht eine programmatische Öffnung aller Regelstrukturen. Aber wenn wir uns die Städte anschauen, dann funktioniert das Zusammenleben doch gar nicht.

Wie kann denn dieses vielfältige »Wir« erreicht werden?
Das Konzept von Integration geht immer noch häufig davon aus, dass Einwanderer im Vergleich zu »uns« eine Reihe von Defiziten aufweisen. Dabei geht es seit Jahrzehnten gebetsmühlenartig um das Gleiche: Sprachprobleme, patriarchale Familienverhältnisse, »Ghettobildung« oder neuerdings »Parallelgesellschaften« mit der Folge: Kriminalität oder gar Terror.
Im herkömmlichen Konzept der Integration sollen diese Defizite durch Sondermaßnahmen kompensiert und korrigiert werden, um sie dann erst in den Regelbetrieb aufzunehmen. Also erstmal in die »Auffang-» oder »Willkommensklasse«, und wenn sie soweit sind, dann erst in die Regelklasse.
Wir müssen die Perspektive ändern. Anstatt uns ständig über die »Quereinsteiger« zu beklagen, sollten wir eine Schule haben, die den »Quereinsteiger« als Norm betrachtet. Wenn die Bevölkerung vielheitlich ist, müssen wir unsere Institutionen, Organisationen und Einrichtungen befragen, ob sie in ihrem Regelbetrieb »fit« sind für diese Vielheit. Am Ende geht es dabei gar nicht um Migrationshintergrund, sondern um eine sinnvolle Innovation für alle Mitglieder der Gesellschaft.

Das Interview führte Karl Grünberg.

Gespräch mit: **Dr. Mark Terkessidis,**
Journalist, Autor und Migrationsforscher.
Er schrieb unter anderem über die »Psychologie des Rassismus«, über »Interkultur« und »Kollaboration«.

Ein Denkmal wird zum Protestort

Roma-Aktivist_innen fordern Recht auf Asyl in Deutschland

Am Abend des 22. Mai 2016 protestierten am Berliner Denkmal für die im Nationalsozialismus ermordeten Sinti und Roma Europas 70 Menschen gegen ihre Abschiebung und für ihr Recht in Deutschland zu bleiben. Die Aktivist_innen sind Romnja und Roma, die aus verschiedenen Balkanländern nach Deutschland geflüchtet sind und teilweise seit Jahren hier leben. Sie flohen vor rassistischer Verfolgung und Diskriminierung. Die Protestierenden erklärten, warum die zu »sicheren Herkunftsstaaten« ernannten Länder ihnen keinesfalls Sicherheit bieten. Für ihren Protest suchten sie mit dem Denkmal einen Ort aus, an dem an die von den Nationalsozialisten ermordeten Angehörigen ihrer Minderheit erinnert wird – darunter auch (Ur-)Großeltern der Protestierenden. Sie wollten an diesem Ort Deutschland auffordern, historische Verantwortung zu übernehmen, den Angehörigen der Minderheit Asyl zu gewähren. Ihre Anliegen stießen bei vielen auf Verständnis, aber gegen die Ortswahl wurden Einwände erhoben und die Demonstration rasch aufgelöst.

Eine Diskussion ist entfacht über die umstrittene Wahl des Orts für den unbestrittenen wichtigen Protests. Nicht zuletzt auf Wunsch des Zentralrats Deutscher Sinti und Roma werden politische Demonstrationen am Denkmal untersagt, um ein würdevolles Gedenken zu ermöglichen. Es ist einer der wenigen Erinnerungsorte der Roma und Sinti und seine Existenz ist Ergebnis jahrzehntelangen Ringens der Bürgerrechtsbewegung der deutschen Minderheit.

Es ist nicht das erste Mal, dass ein NS-Gedenkort als Sprachrohr für politische Forderungen der Minderheit dient. Mit dem Hungerstreik in der KZ-Gedenkstätte Dachau 1980 gelang es der Bürgerrechtsbewegung der deutschen Sinti und Roma, auf NS-Verbrechen, Nachkriegskontinuitäten und die zweite Verfolgung öffentlichkeitswirksam aufmerksam zu machen. Den damaligen Aktivist_innen verdanken wir, dass den Forderungen nach Anerkennung der rassistischen Verfolgung im Nationalsozialismus und nach einem Ende der nach 1945 weitergeführten Sondererfassung mit NS-Akten erstmals Gehör geschenkt wurde. 1982 erkämpften dann die Bürgerrechtler_innen die längst überfällige Anerkennung der systematischen Ermordung von Sinti und Roma als Völkermord.

Der Protest am Denkmal richtete sich für ein Recht auf Asyl und gegen den Rassismus, der ihnen – hier wie dort – ein sicheres Leben verwehrt. Alltagsrassismus und institutioneller Rassismus grenzen Rom_nja und auch jene aus, die als Roma wahrgenommen werden. Grundlegend für gesellschaftliche Teilhabe ist zuallererst ein Bleiberecht. Aktion Sühnezeichen hatte sich 2011 mit einer Resolution beim Evangelischen Kirchentag gegen die Abschiebungen von Rom_nja in den Kosovo eingesetzt. Seitdem hat sich die Situation weiter verschärft. Das 2014 und 2015 auf sechs Balkanländer (Bosnien-Herzegowina, Mazedonien, Serbien, Albanien, Montenegro, Kosovo) erweiterte Konzept der »sicheren Herkunftsstaaten« verhindert durch Schnellverfahren eine sorgfältige Prüfung individueller Fluchtgründe. Der Blick auf die menschenrechtliche Lage in den Balkanländern macht deutlich, dass die irreführende Bezeichnung »sicher« dort nicht für jede_n zutrifft. Rom_nja werden in grundlegenden Lebensbereichen, etwa der medizinischen Versorgung, dem Bildungssystem, dem Wohnraum und der Arbeitswelt, diskriminiert – so belegt es die Menschenrechtsorganisation Pro Asyl. Kumulative Verfolgung, also die Einbeziehung mehrerer Fluchtursachen, wird in Deutschland jedoch kaum anerkannt. Besonders die jahrhundertelange Geschichte der Verfolgung von Sinti und Roma und die nationalsozialistische Vernichtung legen eine sensible Asyl- und Aufenthaltsregelung nahe, die die aktuelle rassistische Verfolgung von Rom_nja in den Blick nimmt.

EINHEIMISCHE
erzeugt ein schiefes Bild, weil viele Eingewanderte und ihre Kinder hier längst heimisch sind. Es weckt die Assoziation von fremdländischen Migranten. In einem lockeren Kontext könnte es mit dem Gegensatz verwendet werden: Einheimische und Mehrheimische.

Von: **Sara Spring,** Projektkoordinatorin des Projektbereichs Interkulturalität von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Gesellschaft mit vielen Geschichten

Wie der ehemalige Freiwillige Cem Erkisi seinen Arbeitsalltag in einer Kita in Berlin-Neukölln erlebt und dabei feststellt, dass die Kinder ganz beiläufig verschiedene Kulturen und Identitäten zu etwas Neuem formen.

»Morgen«, »Guten Morgen«, »Hallo« rufen sich die Kinder in dem Kindergarten in Berlin-Neukölln zu, in dem ich als Erzieher arbeite. Sie erzählen sich von ihren Erlebnissen am Wochenende. Auch die Eltern führen Gespräche – auf Deutsch, mit Akzent oder ohne, und wieder andere sprechen gleich in ihrer Muttersprache.

Deutschland ist ein Einwanderungsland. Doch was heißt das für die Kinder in meiner Kita, von denen jedes einen Migrationshintergrund hat? Während der Fußball-EM konnten sie die Flagge ihrer Lieblingsmannschaft malen. Die meisten wählten Deutschland. Die Identifikation dieser neuen Generation Kinder mit ihren unterschiedlichen Herkünften mit der deutschen Herrenmannschaft ist für mich spannend. Der ungezwungene Umgang der Kinder mit mehreren Identitäten ist noch spannender.

»Cem, bist du türkisch?«
»Nein, ich bin deutsch, aber bist du albanisch?«
»Ja, ich bin albanisch und deutsch!«

Sprache ist für Kinder elementar, um sich auszudrücken. Sie dient aber auch ihrer Identifikation. Multilingualität verbindet die Kinder einerseits mit ihren Eltern und andererseits mit der deutschen Gesellschaft. Kinder integrieren demnach diese unterschiedlichen Vorstellungen von »Wir« zu einem »Uns«.

Meine Aufgabe als Erzieher sehe ich darin, die Kinder bei diesen Prozessen zu begleiten. Die »Wir« und die »Uns« entwickeln sich ständig weiter. Ihre Definition ist nur Momentaufnahme. Bei der Fußball-EM gab es Kinder, die sich aufgrund eines einzelnen Spielers mit dem späteren Europameister Portugal über deren Siege freuten. Daher hingen mehrere Fahnen Portugals in der Kita. Diese Flexibilität der Kinder ist erfrischend. Und vor allem lässt sie Raum für Individualität, die nicht krampfhaft, sondern natürlich ist. Diese Kinder wissen, was sie möchten. Dabei unterstütze ich sie als Erzieher.

Und meine Unterstützung wird gebraucht. Denn nicht allen Eltern passt diese Entwicklung. Nationalistische und religiöse Konflikte aus den Herkunftsregionen der Eltern werden auf die Kinder übertragen. Es kommt vor, dass Kinder andere als »Ungläubige« bezeichnen. Und leider spiegelt die deutsche Gesellschaft auch allzu oft diese ausschließenden Denkweisen. So sollen dies Konflikte von »Ausländern« sein und nicht etwa Konflikte von gebürtigen Deutschen.

DEUTSCHE
steht für deutsche Staatsangehörige. Als Adjektiv oder Substantiv sollte der Begriff nicht dazu dienen, eine ethnische Zugehörigkeit und damit nur die herkunftsdeutsche Bevölkerung zu beschreiben. Denn: Jeder fünfte Deutsche stammt aus einer Einwandererfamilie. Darüber hinaus erhalten in Deutschland geborene Kinder von Ausländern seit dem Jahr 2000 oft automatisch die deutsche Staatsbürgerschaft.

Integration bedeutet für mich die Bereitschaft von allen Beteiligten, sich für die Belange jedes einzelnen anzustrengen und einzusetzen. Dazu gehört die im Berliner Bildungsprogramm angelegte Biografiearbeit. Konkret hinterfrage ich altersgerecht die vom Elternhaus oder der Gesellschaft mitgegebene Identität. Hierzu nehme ich die Rolle des Nichtgläubigen oder auch die Rolle des Deutschen ein. Gelegentlich verwundere ich auch Kinder, indem ich ein paar Würstchen in der Küche brutzele. Die Kinder weisen mich darauf hin, dass Männer nicht kochen würden, was ich lachend verneine. Diese gesellschaftlichen Themen sollten angesprochen werden, damit nachhaltig etwas mit den Kindern geschieht.

Die Beschäftigung mit der eigenen Geschichte ermöglicht es uns, empathisch mit anderen Geschichten umzugehen. Wir sind eine Gesellschaft mit vielen Geschichten. Uns verbindet der gemeinsame Rechtsraum und der Raum, in dem wir leben. Die meisten möchten zu diesem Raum dazugehören, weil wir ganz bewusst hier leben. Die erste Vermittlungsinstanz ist in meinen Augen der Kindergarten.

Von: **Cem Erkisi,** 34 Jahre, war von 2003 bis 2004 ASF-Freiwilliger in London. Vor zehn Jahren schrieb er einen Artikel für das *zeichen*, den er eine »Protestnote« zur Diskussion um Mehrheits- und Multikultigesellschaft nannte. Nach seinem Philosophiestudium, ließ er sich als Erzieher ausbilden.

Mit uns reden und nicht über uns

Der Berliner Lehrer Dervis Hizarci spricht darüber, was es mit ihm macht, wenn immer wieder neu darüber diskutiert wird, ob der Islam oder Muslime zu Deutschland gehören oder nicht.

***zeichen*: Christian Wulff, einstiger Bundespräsident, hat einen Satz gesagt, der im Nachhinein viel Aufmerksamkeit erfuhr: »Der Islam gehört zu Deutschland.« Was haben Sie empfunden, als Sie das hörten?**
Dervis Hizarci: Ich habe es als befreiend und entlastend wahrgenommen. Endlich, eine Person im höchsten deutschen Amt sagt klar und unmissverständlich: In meinem Land leben Muslime und sie sind ein Teil davon. Das war schlichtweg schön zu hören. Auch andere Muslime, mit denen ich mich ausgetauscht habe, empfanden so.

Doch dann ging die Diskussion los.
Ja. Kaum war der Satz gesagt, konnte man vonseiten wichtiger Politiker und Medien hören: Stopp mal, das war ein bisschen zu viel. Dass Muslime hier leben ist zwar Realität, aber der Islam gehört deswegen noch lange nicht zu Deutschland, denn deren Werte sind überhaupt nicht mit denen Deutschlands vereinbar.

Ich hätte mir stattdessen ruhigere, offenere Debatten und Zeit gewünscht, um diesen Satz sacken zu lassen. Es gibt selten wertschätzende und anerkennende Worte und Gesten, die Raum, Zeit und Luft haben, zu gedeihen und zu wachsen.

Wie haben Sie die anschließende Diskussion wahrgenommen?
Wie die meisten Diskussionen über den Islam und über Muslime. Hierbei ist es fast gleichgültig, welche Thematik angesprochen wird. Ob Burkaverbot, ob Kopftücher im öffentlichen Raum, ob Zugehörigkeit oder Probleme mit radikalen Tendenzen: Die Diskussion wird ohne die Betroffenen selbst geführt. Muslimen wird in diesen Debatten in der Regel kein Mitspracherecht gewährt. Doch wir sind anwesend, also sprecht mit uns, geht mit uns in den Austausch und entscheidet mit uns zusammen. Nur so – gemeinsam – können wir uns auf Augenhöhe und respektvoll begegnen.

Welche Folgen hat das für Sie und andere Muslime?
Als Muslim hat man ständig das Gefühl, sich behaupten zu müssen, etwas beweisen zu müssen. Nicht nur auf dem Arbeitsmarkt oder auf der Wohnungssuche, sondern auch in ganz normalen alltäglichen Gesprächen. Man muss sich zum Beispiel über irgendwelche Geschehnisse im Ausland äußern und sich gegebenenfalls für diese rechtfertigen.

Ich muss signalisieren, dass von mir keine Gefahr ausgeht, dass ich niemandem etwas tue, sondern ein ganz normaler Mann bin. Ein Lehrer, ein Berliner, einer, der gerne Fußball spielt. Das kann schon frustrieren. Zumindest ist es mühsam.

Doch einige spornt diese Schieflage auch an. Vor allem junge Menschen. Sie gründen dann Vereine und Initiativen, wie »Deutsch Plus«, die »Neuen Deutschen Medienmacher« oder »JUMA«, die sagen: Wir müssen kreativ und eigeninitiativ werden, den Dialog suchen und sichtbar machen, dass wir uns hier heimisch und »deutsch« fühlen, was auch immer das heißen mag.

Wie nehmen Sie die aktuelle Stimmung in Deutschland gegenüber Muslimen wahr?
Der wachsende Rechtspopulismus in Deutschland und in Europa, der insbesondere die Herausforderung um das Thema Flucht als eine Bedrohung des »Abendlandes« durch den Islam darstellt, polarisiert die Gesellschaften und diskriminiert Muslime. Das ist deutlich zu spüren.

Die nachvollziehbare Angst vieler im Zuge der schrecklichen Terroranschläge führt gleichzeitig zu einer zunehmend kritischen und negativen Haltung gegenüber Muslimen.

Dennoch sehe ich positiv in die Zukunft. Die oben genannten Initiativen machen Mut. Der beispiellose Satz der Kanzlerin »Wir schaffen das!« gibt Hoffnung. Beispielsweise die interkulturellen Öffnungen im öffentlichen Dienst wie Schule oder Polizei verdeutlichen die Entwicklungen diesbezüglich. Und auch das zivilgesellschaftliche Engagement beim Bewältigen der »Flüchtlingskrise« ermutigt. Insgesamt sind wir auf einem guten Weg.

Aufgeschrieben von ***Karl Grünberg.***

Interview mit:
Dervis Hizarci, 33,
Lehrer an einer Berliner Oberschule und ehrenamtlicher Vorsitzender der »Kreuzberger Initiative gegen Antisemitismus«

»Ich bin eine schwarze Jüdin und Israel ist mein Heimatland. Egal, was andere sagen.«

Wie die Freiwillige Tikva Sendeke im Haus der Wannseekonferenz lernte, dass die Geschichte des Holocaust auch ihre Geschichte ist.

Meine Eltern sind wohl das, was man Vorzeige-Immigranten nennen würde. Sie sind dankbar, dass sie nun in Frieden und Wohlstand leben dürfen. Sie arbeiten hart und nehmen jeden Job an, um sich und die Familie über die Runden zu bringen. Und sie tun alles dafür, dass ihre Kinder es einmal besser haben werden.

»Du bist schwarz, du bist ein Immigrant, du musst mindestens doppelt so viel lernen und doppelt so gut sein, wie die anderen Kinder«, sagten sie zu mir und meinem Bruder. Ich erinnere mich noch gut daran, wie streng mein Vater mit uns war, damit wir zu Hause nur Hebräisch sprachen und gleichzeitig Englisch lernten.

Meine Eltern sind äthiopische Juden. Meine Mutter war 19 und mein Vater 25 als sie ihre Heimat verließen und von der israelischen Armee mit Flugzeugen nach entbehrungsreichem Marsch durch die Wüste ausgeflogen wurden. Ich bewundere sie für ihren Willen. Was sie durchgemacht und ausgehalten haben. Was sie alles gelernt haben. Sie kannten ein komplett anderes Leben, eines voller Tradition und jüdischen Glaubens nach äthiopischer Art. Ein Leben ohne Strom, Autos und fließend Wasser. Was für eine Umstellung, als sie dann in Israel ankamen.

Ich musste schon früh viel helfen, vor allem auf meinen Bruder aufpassen. Wenn ich einmal kindisch war, sagte meine Mutter zu mir: »In Äthiopien wärst du jetzt schon verheiratet.« Worauf ich antwortete: »Wir leben aber nicht mehr in Äthiopien.« Dieser Satz beschreibt für mich viel. Meine Eltern sind dankbar. Ich hingegen bin kritisch und habe eine Meinung. Ich wehre mich gegen Rassismus und hinterfrage, warum das Leben von äthiopischen Juden in Israel immer noch von Diskriminierung geprägt ist. Denn ich bin eine schwarze Jüdin und Israel ist mein Heimatland. Punkt. Egal, was andere sagen.

Dass ich nun in Berlin meinen Freiwilligendienst mit Aktion Sühnezeichen Friedensdienste im Haus der Wannseekonferenz leiste, hat auch etwas mit meiner Stellung in der israelischen Gesellschaft zu tun. Als äthiopische Jüdin gehöre ich nämlich nicht wirklich dazu. Meine Hautfarbe ist eine andere, mein Glauben lebt sich etwas anders als der der anderen und meine Geschichte ist auch eine andere. Ein normales Geschichtsbuch in der Schule ist 400 Seiten stark. Meine Geschichte, also die der äthiopischen Juden, beinhaltet ganze neun Seiten. In der Schule habe ich mich der Geschichte des Holocaust verweigert, denn schließlich hatten wir damit ja nichts zu tun, wurde uns gesagt. Doch jetzt möchte

INTEGRATION

ist ein Begriff, der oft im Zusammenhang mit Migranten fällt und als Bringschuld der Einwanderer gemeint ist. Wissenschaftler dagegen verwenden ihn eher, um gesellschaftliche Strukturen und Sachverhalte zu beschreiben, wie Teilhabe und Zugang zu Arbeit, Bildung oder Wohnen. In diesem Sinn ist bspw. von Integrationspolitik oder Integrationsprojekten die Rede. In der Berichterstattung wird der Begriff dagegen oft mit Adjektiven wie »gelungene« oder »gescheiterte Integration« verwendet. Bei der Übertragung der Bedeutung auf Personen, wie dem Integrationsverweigerer, werden jedoch gesellschaftliche Probleme individualisiert und kulturalisiert. Alternativen: Teilhabe, Chancengleichheit.

FLÜCHTLINGE

sind laut Genfer Flüchtlingskonvention »Personen, die aus begründeter Furcht vor der Verfolgung ihrer Person wegen ihrer Rasse, Religion, Nationalität oder Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe Schutz in einem anderen Land suchen«. In amtlichen Statistiken gelten die Bezeichnungen Flüchtlinge und Asylberechtigte nur für Menschen, die schon Schutzstatus besitzen: Asylberechtigte werden nach dem Asylrecht im Grundgesetz anerkannt, Flüchtlingen wird Flüchtlingsschutz nach der Genfer Konvention gewährt. Alternative Begriffe: Geflüchtete oder Geschützte Personen.

ich mehr über diese Geschichte lernen, möchte sie auch zu meiner Geschichte machen und so den Kreis um meine Identität schließen.

Im Haus der Wannseekonferenz gebe ich Führungen auf Englisch und Hebräisch und treffe dabei auf verdutzte Gesichter israelischer und internationaler Gäste, die gar nicht verstehen, was eine schwarze Jüdin an solch einem Ort macht. Sie fragen mich, was für eine Verbindung ich zu der Geschichte des Holocaust habe. Ich antworte, dass ich Jüdin bin und es damit auch Teil meiner Geschichte ist. Sie denken darüber nach und die meisten pflichten mir bei. So hätten sie es noch gar nicht gesehen, sagen sie dann. Das macht mich froh.

Dann habe ich noch ein Schuljahr lang mit türkischen und palästinensischen Jugendlichen in einer Schule gearbeitet. Am Anfang mussten wir uns erst kennen und akzeptieren lernen. »Ich bin aus Israel«, habe ich gesagt. »Wir sind aus Palästina«, haben sie gesagt, obwohl sie in Deutschland geboren sind. Doch wir haben uns zugehört und uns unsere Geschichten erzählt und so eine gemeinsame Basis gefunden. Ich bin auch nach Berlin gekommen, weil ich so viel Positives über die Integrationsleistung dieser Stadt gehört habe. Doch ich bin enttäuscht. Die migrantischen Jugendlichen leben ähnlich gettoisiert wie wir damals in Ramla. Sie haben keine nicht-muslimischen Freunde, sehen sich nicht als Deutsche und erwarten auch wenig von ihrer Zukunft.

Doch irgendwie habe ich es geschafft, dass wir uns auf gleicher Augenhöhe begegneten. Ich habe sie respektiert und aber auch gefordert. Einfache Aufgaben gab es bei mir nicht, doch das hat sie angespornt. Schlussendlich waren wir zusammen in Frankreich und haben ein Konzentrationslager und ein Flüchtlingscamp besucht, Zeitzeugengespräche geführt, gemeinsam diskutiert und über die Welt nachgedacht. Ich werde sie vermissen. Und sie vermissen mich auch ein bisschen, denke ich.

In Berlin, so hatte ich anfangs gehofft, würde ich all meine Hintergründe in Israel lassen und einfach nur ich sein können. Doch das geht nicht, mein Hintergrund folgt mir. Auch hier bin ich für viele eine Projektionsfläche. Für manche die erste Schwarze, die sie kennen lernen. Für andere, die erste Jüdin oder die erste Israelin, der sie begegnen. Neulich lernte ich wiederum meinen ersten Syrer kennen. Wir saßen auf einer Party und er erzählte mir seine Geschichte von der Flucht, vom Krieg in seinem Land und von den Erwartungen an das Leben. Eine Begegnung, die ich so vielleicht nur in Berlin haben konnte.

Das Jahr endet und ich habe viel gelernt, über mich, über meine Identität und unsere Geschichte. Mal sehen, vielleicht bleibe ich noch ein wenig.

Aufgeschrieben von Karl Grünberg.

Von: **Tikva Sendeke,** Jahrgang 1989, kommt aus Ramla in Israel und leistet einen Freiwilligendienst mit ASF im Haus der Wannseekonferenz in Berlin. Vorher studierte sie unter anderem Geschichte und Arabisch.

Alles auf Anfang

Sie haben alles verloren. Auf der Flucht vor Krieg und Terror in Syrien kamen Menschen wie Samer Arafe und seine Familie nach Deutschland. Jetzt wagen sie einen Neuanfang.

Es ist ein normaler Morgen in einer normalen Woche in Berlin. Eine Familie startet in den Tag. Die drei Söhne traben zur Schule. Die Mutter steigt in die U-Bahn, auf zur Arbeit. Nur der Vater hat Zeit und begleitet seine Jungs noch ein Stückchen. An der Ampel treffen sie auf Schulkameraden. »Hallo.« »Wie geht's?« »Spielen wir nachher Tischtennis?« »Au ja.«

Der Vater lächelt. Seine Kinder haben Freunde gefunden. Sind angekommen. Es ist ein stilles Lächeln. Eines, in dem Erinnerung und Zukunft stecken. Erinnerung an die Heimat und das normale Leben, das sie dort einmal hatten. Und der Ausblick in eine Zukunft, in der es hoffentlich wieder so normal werden wird, wie es einst war.

Ein Bote dieser Normalität ist der Lehrer, den sie vor dem Schultor treffen. »Herr Arafe«, grüßt dieser den Vater. Samer Arafe, 52, legt sich erst die rechte Hand auf die linke Brust, da wo das Herz ist, ein Zeichen des Respekts, dann gibt er dem Lehrer die Hand. »Herr Arafe, ihre Jungs entwickeln sich prächtig. Im Herbst werden sie in eine Regelklasse gehen können.« In dem Gesicht des Vaters arbeitet es. Man sieht ihm an, wie er zu übersetzen versucht.

»Entschuldigen Sie. Das habe ich nicht verstanden. Was heißt Regelklasse?«, fragt er zurück. »Eine normale Klasse. Nicht mehr die Willkommensklasse«, erklärt der Lehrer. »Aha. Vielen Dank. Oh …«, sagt Samer Arafe, als er die Bedeutung der Worte versteht.

Langsam läuft er zurück in die Notunterkunft für geflüchtete Menschen in Berlin-Lichtenberg. Seit einem halben Jahr wohnen sie dort. Zusammen mit 1.300 anderen: Familien aus Syrien, aus dem Irak, aus Afghanistan, aus Eritrea. 1.300 Menschen in einer Unterkunft. Sie alle schlafen, essen und verbringen ihre Tage, Wochen und Monate in den zwei riesigen DDR-Plattenbauten.

Ob Herr Arafe weiß, dass früher in diesem Gebäude die Büros der Staatssicherheit untergebracht waren? In zwei dieser kleinen Räume leben sie. Elfter Stock. Zimmernummer: T02.11.19. Er und seine Frau in einem Zimmer. Ihre drei Jungs in dem daneben. Wenn sie zueinander wollen, müssen sie auf den Gang hinaus. Jetzt sitzt Samer Arafe auf seinem Bett und schaut zum Fenster hinaus. 30 Grad wallen in das Zimmer, dazu der Lärm der Hauptstraße, Polizeisirenen, Rufe. Im Hintergrund streckt sich der Fernsehturm in den Himmel. Ein Ausblick, der träumen lässt. »In Damaskus«, sagt er mit Wehmut in der Stimme, »war ich es, der unterwegs war. Heute sind meine Frau und meine Kinder da draußen und ich bleibe alleine im Zimmer.«

Doch vor allem ist er ungeduldig. Es soll endlich weitergehen. Den ersten Grund-Sprachkurs in der Unterkunft hat die Familie hinter sich. Nun warten die Eltern auf die Bewilligung des Integrationskurses, die nächste Stufe auf der Treppe hinauf zum Ankommen in Deutschland. Doch es dauert. Viel zu lange schon. Seit einem halben Jahr haben sie nichts vom BAMF ge-

Bild 1: Die Notunterkunft in Berlin-Lichtenberg von außen.
Bild 2: Die Familie Arafe in ihrem Zimmer.
Bild 3: Samer Arafe zeigt Familienbilder aus der Vergangenheit.

hört, dem Bundesamt für Migration und Flüchtlinge. Seine Frau hat sich einen Praktikumsplatz in einem Restaurant gesucht. Nur er wartet. Auch weil er einer ist, der sich nie beschweren würde. Einer, der sagt: »Vieles ist gut. Vieles nicht. Aber das ist nicht schlimm. Es wird sich lösen.«

Heute hat Samer Arafe einen Termin in dem »Willkommen in Arbeit«-Büro, das im achten Stock der Notunterkunft untergebracht ist. Er will sich beraten lassen, wie es mit ihm weitergehen kann. Ein Arabisch sprechender Berater empfängt ihn. Samer Arafe zählt seinen Werdegang auf. Studiert hat er, Chemie in Damaskus. Gearbeitet hat er: als Geschäftsführer eines Herrenausstatters, für eine Firma, die Desinfektionsmittel an Krankenhäuser verkaufte und zuletzt als Vertreter für Schönheitschirurgie. Mit seinen Fingern zieht er die Falten um Mund, Augen und Stirn glatt, um zu zeigen, wie er die Ärzte beriet. Er strahlt. Es tut ihm gut, von der Zeit zu berichten, als er noch jemand war. Als das Leben in Syrien so normal war, dass die Menschen sich Gedanken um ihre Falten und Nasen machen konnten.

Heute ist er ein Flüchtling in Deutschland. Ein studierter Flüchtling. Einer, der arbeiten möchte. »Aber das geht nicht so schnell«, erklärt der Berater. »Erst einmal Deutsch lernen und dann überlegen Sie doch, ob Sie mit einer zusätzlichen Qualifikation nicht im Labor arbeiten könnten. Sie haben doch Chemie studiert.« Arafe ist enttäuscht. »Kann ich nicht gleich arbeiten?« Das sei eines der großen Probleme, erklärt der Berater. Vor allem die Männer wollen gleich loslegen und nicht noch Jahre in Ausbildungen investieren. Aber Deutschland funktioniere halt anders. Sprache, Bildung, Zeugnisse, nur so komme man weiter.

Doch als der Berater hört, dass Arafe immer noch nichts vom BAMF über seinen Integrationskurs erfahren hat, ruft er dort an. Er spricht in den Hörer, er hört zu, er lächelt, dann legt er auf.

»Gute Nachrichten. Ihr Antrag ist schon seit März bewilligt. Das Amt hat den Brief an eine falsche Adresse geschickt. Jetzt senden sie ihn hierher. Sobald der da ist, können Sie loslegen.« Samer Arafe legt sich die Hand auf die Brust. »Danke.«

Zurück auf Zimmer T02.11.19. Gerade hat Samer Arafe sein Haus in Damaskus auf Googlemaps gezeigt, zerstört. Die Schule seiner Söhne, die auch seine war, zerstört. Jetzt fehlen die Worte. Deswegen zeichnet er auf ein Blatt Papier: Strichmännchen mit Gewehren in den Händen, die die Straßen blockieren. Strichmännchen auf Dächern, die schießen. Dann ihre Flucht über das Meer. Zwei Boote, hohe Wellen, eines geht unter, mit ihm viele Menschen, ihre Köpfe über dem Wasser, dann darunter. Seine Kinder und seine Frau haben alles mit angesehen. Aber sie haben überlebt.

Es klopft. Iman, seine Frau, ist aus dem Restaurant zurück. Anstrengend war es, doch sie hat gute Laune. Wie ihr Mann lacht auch sie viel. Und wenn die beiden sich auf Arabisch unterhalten, merkt man an ihrer Mimik, wie sie ihn neckt. Seit 20 Jahren sind sie verheiratet und zusammen schaffen sie es trotz Enge, Lärm und Unterkunft-Stress, Zuneigung und Liebe für sich und die Familie zu bewahren.

Eine Stunde später stürmen die Jungs rein. Omer ist 15, Amer 13 und Umran 11. »Wir haben einen Test geschrieben.« »Mathe, einfach.« »Wollen wir Fußball spielen im Hof?« »Nein, ich will ausruhen.« Schon sind sie in ihrem Zimmer. Später werden sie auf dem Hof Inlineskaten. Dann mit dem Vater Schach spielen. Lego bauen. Den Abend zusammen verbringen. Fünf Menschen auf zehn Quadratmetern. Jeden Abend, seit einem halben Jahr. Eine eigene Wohnung wäre ein weiterer Schritt in Richtung Normalität.

Tatsächlich ist der Übergang von der Notunterkunft in die eigenen vier Wände ein echtes Problem. Denn in Berlin bezahlbaren Wohnraum zu finden, ist extrem schwierig. So bleiben viele Geflüchtete in den Notunterkünften. Aus einem Provisorium werde eine Dauernotlösung, die zu hohem Frust unter den Bewohnern führe, berichtet Unterkunftsleiter Bernhard Schmidt.

Der Vater, die Mutter, die drei Jungs – eine Familie will ankommen. Und mit ein bisschen Glück schaffen sie das auch.

Von: **Karl Grünberg,** Jahrgang 1981, war ASF-Freiwilliger in den USA, ist freier Journalist und freier Redakteur des *zeichens*.

Aus vielen eines?

Das Einwanderungsland USA zwischen Anspruch und Wirklichkeit

»Gebt mir eure Müden, eure Armen,
Eure geknechteten Massen, die frei zu atmen begehren,
Den elenden Unrat eurer gedrängten Küsten;
*Schickt sie mir, die Heimatlosen, vom Sturme Getriebenen.«**

»Um Amerika wirklich zu verstehen, frage jemanden, der nicht hier geboren wurde«, schrieb David Harris, Geschäftsführer des American Jewish Committee (AJC), in einer Kolumne, die er zum 4. Juli, dem amerikanischen Nationalfeiertag, verfasst hatte. Darin erzählt er die Geschichte seiner Mutter, die 1929 aus der Sowjetunion in die Vereinigten Staaten emigrierte: »Es war nicht immer alles leicht und fair, aber (...) dieses Land gab ihnen das wichtigste Geschenk von allen – einen neuen Anfang, eine demokratische Heimat und das Versprechen, eine Chance zu haben.«

Die USA als ein Land, das jedem und jeder unabhängig von der Herkunft eine Chance gibt, ist ein Ideal. Es prägt das Selbstverständnis der Gesellschaft seit Gründung vor nunmehr 240 Jahren. Präsident John F. Kennedy sprach von den USA als »Nation von Immigranten« und sein Nachfolger Lyndon B. Johnson von der »Nation aus Nationen«. Und in der Tat haben die Vereinigten Staaten über die Jahrhunderte Millionen von Menschen, die aus politischen, ökonomischen, sozialen oder anderen Gründen in die USA emigrierten, eine neue Heimat gegeben. Zurzeit leben rund 41,3 Millionen Einwanderer hier. Damit macht der Teil der Menschen, die in einem anderen Land geboren wurden, etwa 13 Prozent der Gesamtbevölkerung aus. Und ganze 80 Millionen Menschen gehören der ersten und zweiten Generation von Immigranten an.

Von Anfang an gab es jedoch auch Widerstände gegen Zuwanderung, meist gezielt gegen bestimmte Gruppen. Benjamin Franklin, einer der prominenten Gründungsväter der USA, schrieb über Deutsche, die im 18. Jahrhundert einwanderten: »Warum soll Pennsylvania, dass von Engländern gegründet wurde, jetzt eine Kolonie von Ausländern (sprich Deutschen) werden, die niemals unsere Sprache und Kultur übernehmen werden?«

Jeder neuen Einwanderungsgruppe begegneten Skepsis und Vorurteile. Ab Ende des 19. Jahrhunderts wurde die Einwanderung immer mehr eingeschränkt. Dazu wurden Quoten eingeführt, die oft von Stereotypen geprägt waren und bestimmte nationale und ethnische Gruppen bevorzugten. Auch während des Zweiten Weltkrieges, als tausende jüdische Flüchtlinge sich um ein Visum in die USA bewarben, wurden die Quoten erst sehr spät gelockert. Erinnert sei an die dramatische Geschichte der fast 1.000 meist jüdischen Emigranten auf dem Passagierschiff St. Louis, die 1939 erst in Kuba und dann den USA abgewiesen wurden und schließlich zurück nach Europa mussten.

Auch als Konsequenz aus dem Zweiten Weltkrieg öffneten sich die USA in den ersten Jahren danach besonders für jüdische und andere heimatlos gewordene Flüchtlinge. Thomas Buergenthal, der 1951 als 17-Jähriger in das Land kam, nachdem er Auschwitz und andere Konzentrationslager überlebt hatte, konnte aufgrund dieser Liberalisierung bleiben. Buergenthal erinnert sich in seiner Biografie »Ein Glückskind« daran, wie das Schiff bei der Einfahrt nach New York die Freiheitsstatue passierte. Sie ist für ihn bis heute das »Symbol des herzlichen Willkommens«. Und anders als in seiner Heimatstadt Göttingen, wohin er direkt nach der Befreiung mit seiner Mutter zurückkehrte, fühlte er sich in

DEUTSCHE OHNE MIGRATIONSHINTERGRUND
ist zwar sperrig, aber zur Unterscheidung durchaus geeignet, zumal der Begriff denselben Zusatz verwendet, der zur Definition von Menschen mit Migrationshintergrund dient.

MENSCHEN AUS EINWANDERERFAMILIEN
ist zwar auch sperrig, aber umschreibt treffend, was gemeint ist, ohne Menschen eine vermeintliche Einwanderungserfahrung zuzusprechen.

den Staaten schnell zugehörig, auch wenn »ich immer auch noch Europäer bin«. Es sei das »Geheimnis Amerikas«, sagt der heute 82-jährige Juraprofessor, dass jeder sich hier schnell zu Hause fühle. Und zwar mit allen Aspekten der eigenen Identität.

»Ich bin ein russischsprachiger amerikanischer Jude«, sagt Roman Shmulenson selbstbewusst. »Und diese verschiedenen Identitäten können alle wunderbar koexistieren. Das ist das Schöne an Amerika! Hier und insbesondere in New York ist man an Vielfalt gewöhnt.« Der 29-jährige New Yorker kam 1993 von der Krim in die USA. Heute kümmert er sich als Leiter eines Dachverbandes jüdisch-russischer Organisationen namens COJECO um die Integration russischsprachiger Einwanderer und um den Erhalt des kulturellen Erbes dieser Gruppe.

Ja, die USA schafften es, dass sich Neuankömmlinge meist schneller zugehörig fühlten als beispielsweise in Deutschland, meint auch die Migrationsexpertin Victoria Rietig vom Washingtoner Migration Policy Institute. Doch was die Einwanderungspolitik angehe, könnten sich die Staaten inzwischen auch einiges von Deutschland abgucken. Anders als in Deutschland, wo man aktiv an der Reformierung der Gesetzgebung zur Einwanderung und Integration arbeite, gelinge es den USA aufgrund der politischen Zersplitterung nicht, eine Reform der jahrzehntealten dringend überholungsbedürftigen Gesetze durchzubringen. So ist jüngst die ambitionierte Reform von Präsident Obama an den Obersten Gerichten und an dem Widerstand der Republikaner gescheitert. Obama wollte den Status von rund vier Millionen illegaler Einwanderer legalisieren.

Gleichzeitig ist die Einwanderungspolitik ein zentrales Thema im aktuellen Präsidentschaftswahlkampf. Der republikanische Kandidat Donald Trump vertritt die populistische Forderung, eine Mauer zu Mexiko bauen zu lassen, um illegale Einwanderung zu verhindern. Außerdem will er die Aufnahme von Menschen stoppen, die aus von Terrorismus betroffenen Ländern stammen.

Doch die Ängste, die mit solcher Rhetorik bedient würden, seien kaum durch Fakten zu belegen, sagen Migrationsexpert_innen wie Rietig. Beispielsweise nehme die Zahl illegaler Einwanderer ab. Auch die Anzahl der Flüchtlinge, die die USA aufnehmen, ist gesunken. Waren es Anfang der 1990er Jahre noch mehr als 100.000 jährlich, liegt das Kontingent für 2016 bei 85.000 Plätzen, davon 10.000 für syrische Flüchtlinge.

Außerdem müssten sich Menschen, die als Kriegsflüchtlinge in die USA kommen wollen, in einem bis zu zwei Jahre dauernden Prozess überprüfen lassen. Davon kann Ahed Al-Hendi, ein Syrer, der 2011 aus seiner Heimat floh, aus eigener Erfahrung berichten. Auf einer Veranstaltung von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste am Goethe-Institut in Washington erzählte er seine bewegte Geschichte, wobei er Verständnis für die Sicherheitsauflagen zeigte. Auch Melanie Nezer von HIAS, einer jüdischen Flüchtlingshilfeorganisation, die sich um die Integration von Flüchtlingen kümmert, stimmt dem zu: »Die Sicherheitsauflagen sind notwendig, aber es dauert zu lange«, sagte sie auf derselben Veranstaltung. Und schade sei, sagte Nezer, dass in den öffentlichen Debatten oft in den Hintergrund trete, welchen positiven Beitrag Migranten leisten würden: »Sie bringen neue Sprachen, Fähigkeiten, Perspektiven, beleben ihre Gemeinden und stärken die Wirtschaft.«

Umfragen zeigen, dass die meisten Amerikaner Einwanderung nach wie vor befürworten und an dem Ideal der USA als Einwanderungsland festhalten. Insbesondere jüngere Altersgruppen und Menschen in den Großstädten an der Ost- und Westküste, die geprägt sind von Migranten, zeigen sich sehr aufgeschlossen. Mehrheitlich dagegen sind vor allem konservative Wähler, Evangelikale und sozial schwächere Schichten.

Migrationsexpert_innen wie Nezer und Rietig sind sich einig, dass politische Führungsfiguren sensibel mit dem Thema Einwanderung umgehen und es nicht als politischer Spielball genutzt werden sollte. Die Zivilgesellschaft habe aber auch eine bedeutende Rolle, sagt Nezer. »Jeder Einzelne kann etwas tun.« Ehrenamtliches Engagement sei sehr wichtig. Und man müsse mehr Raum für Begegnung schaffen, um Ängste abzubauen.

* Auszug aus Gedicht von Emma Lazarus, 1883, das der Freiheitsstatue gewidmet ist.

Von: **Katharina Münster,** Jahrgang 1976, Mitarbeiterin im ASF-Länderbüro in den USA. Vorher war sie ASF-Landesbeauftragte in Israel.

Geschichten aus Deutschland
Elf Frauen und Männer mit eigener oder familiärer Zuwanderungsgeschichte, die alle zivilgesellschaftlich oder politisch engagiert sind, erzählen aus ihrem Leben.
Bestellung bei ASF: infobuero@asf-ev.de

»Der Baum des Zorns hat viele Wurzeln.« – Wie weltoffen kann ich als Weiße sein?

Mein Leben begann an dem Tag, als alles zusammenbrach. Ich hatte mich in ein Bild geträumt – von mir als radikaler feministischer Befreiungstheologin. Ich hatte geträumt, meine Theologie sei befreiend für alle Frauen der Welt, weil ich Sexismus anprangerte und seine Abschaffung forderte. Ich war sicher: Dies ist der richtige Weg, und ich fühlte mich im Besitz feministischer Wahrheit. Dann kam Yara, die sagte: »Deine feministische Befreiungstheologie ist nicht befreiend für alle Frauen. Sie ist übliches Herrschaftsgerede, weil Du gar nicht alle Frauen meinst! Du richtest Dich an Frauen, die so sind wie du – Weiß, privilegiert, westlich.« Ich war tief verletzt und empört. Aber sie hatte Recht. Mein Traum zerplatzte.

Der beste Weg, Träume wahr werden zu lassen, ist aufzuwachen. Ich bin aufgewacht. Yara, eine Schwarze Deutsche, hat meine heile Welt zum Einsturz gebracht. Damit konnte Heilung beginnen. Ich begann zu verstehen, dass eine Theologie für Frauen, die befreiend sein soll, auch wirklich alle Frauen im Blick haben muss, nicht nur Weiße, westliche Frauen. Ich begann zu verstehen, dass ich nicht das Recht habe, für die vielen Frauen zu sprechen, sondern dass es an mir ist, zuzuhören und zu lernen. Wie weltoffen kann ich als Weiße sein? Welche Voraussetzungen sind nötig, damit eine Offenheit für die Welt wachsen kann? Ist mir bewusst, dass meine Möglichkeiten sehr geprägt sind von den (Macht-)Strukturen der Gesellschaft, in der ich lebe, und von den christlichen Traditionen, in denen ich stehe? Weltoffenheit braucht Wahrheit. Sie braucht Selbstkritik, die Bereitschaft, das, was ich für normal und gewöhnlich halte, in Frage zu stellen. Ein Aspekt dieses vermeintlich »Normalen« ist das Weißsein. Indem ich mich als ›Weiße‹ bezeichne, mache ich deutlich, dass Rassismus in meinem Leben Spuren hinterlassen hat. Ich mache deutlich, dass es zwar keine menschlichen »Rassen« gibt, wohl aber Einstellungen und Verhaltensweisen, die Menschen nach Äußerlichkeiten wie der Hautfarbe unterscheiden und bewerten.

Wie lebt es sich in einer Gesellschaft, die Weißsein als Norm gesetzt hat? Ich werde nie gefragt: »Und, was sagen Sie als Weiße dazu?«, »Als Weiße sind Sie natürlich Expertin auf diesem Gebiet!«, »Diese Karriere ist doch eher untypisch für Leute wie Sie, oder?« oder »Das ist bestimmt nicht leicht für Sie, in Deutschland zu leben – so fern der Heimat!« Ich wurde dazu erzogen, mein Weißsein nicht zu bemerken. In unserer geweißten Welt ist es nicht notwendig, Weißsein zu betonen oder auch nur zu benennen, denn es ist längst verschmolzen mit dominanten Vorstellungen vom Menschsein an sich, von Vernunft und Heimat. Da ich bestimmte Erfahrungen nicht mache, genieße ich unverdiente Vorteile. Solche Privilegien sind Weißen Menschen meist nicht bewusst, auch wenn wir sie tagtäglich in Anspruch nehmen. Die Schwarze deutsche Autorin und Musikerin Noah Sow betont in ihrem Buch:

»Rassismus verletzt unsere ganze Gesellschaft, und bei genauem Hinsehen sind in jedem rassistischen System alle Menschen auf unterschiedliche Art betroffen. Weiße Menschen verlieren ihre Würde, wenn sie Rassismus ausüben oder geschehen lassen.«

Widerstand beginnt damit, dass wir erkennen, dass Rassismus niemanden ungeschoren davon kommen lässt.

Dr. Eske Wollrad ist Geschäftsführerin des Evangelischen Zentrums Frauen und Männer gGmbH und promovierte zu afro-amerikanischer feministischer Theologie. Dieser Text erschien zuerst in »Vor Gott sind alle Menschen gleich: Beiträge zu einer rassismuskritischen Religionspädagogik und Theologie« der Bundesarbeitsgemeinschaft Kirche und Rechtsextremismus. Download unter http://bagkr.de

Menschen im Widerstand – Retrospektiven und Visionen

Vom 20. bis 21. Mai 2016 fand die Jahresversammlung von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste in der Gedenkstätte Deutscher Widerstand in Berlin statt.

Freitag, 20. Mai: Ehemaligentreffen und Poetry Slams

Vor 25 Jahren begann ASF mit der langfristigen Freiwilligenarbeit und den Sommerlagern in Russland. Grund genug die ASF-Jahresversammlung mit einem Treffen ehemaliger Freiwilliger in den Ländern Russland, Ukraine, Belarus beginnen zu lassen. Über 100 ehemalige Freiwillige und Interessierte kamen zusammen und folgten einem historischen Stadtspaziergang durch das russische Berlin, besuchten den Markt der Möglichkeiten zu Initiativen im Deutsch-Russischen Dialog, informierten sich über die Historie der Sommerlager in den drei Ländern oder hörten über erinnerungspolitische Perspektiven in der ehemaligen Sowjetunion. Dazu gab es viele Gespräche sowie die Möglichkeit, sich wieder zu treffen oder Erinnerungen auszutauschen.

Abends trugen fünf junge Poetry Slammer_innen Texte zum Thema Widerstand vor, moderiert von Ninia LaGrande. Gewinnerin des Abends war die Slam-Poetin Leila El-Amaire. Zum Abschluss des Abends folgte ein poetisch-politisches Abendgebet zum Thema Widerstand.

Samstag, 21. Mai: Jahrestagung

Am Samstagvormittag fanden Ted-Talks, Vorträge und Workshops statt, in denen sich die Teilnehmenden dem Thema Widerstand aus juristischer, historiografischer, politischer, theologischer und erlebter Perspektive näherten. Am Nachmittag gab es Führungen durch die aktuelle Ausstellung der Gedenkstätte Deutscher Widerstand. Eine Exkursion entlang der Charlottenburger Hardenbergstraße bot Einblicke in Berliner Orte des Widerstands, der Flucht und der Verfolgung. In weiteren Workshops ging es um die Möglichkeit für geflüchtete Menschen, sich gesellschaftlich zu engagieren, um künstlerischen Widerstand in den NS-Konzentrationslagern sowie um den Begriff »Widerstand« in den verschiedenen Projektländern von ASF.

Wiedersehen ehemaliger Freiwilliger

Abschied von den langjährigen Vorstandsmitgliedern Hans Hagen (Mitte) und Friedrich-Wilhelm Lindemann (rechts)

Auch zukunftsweisende Fragestellungen spielten eine Rolle: Die Teilnehmenden beschäftigten sich mit Ansätzen des aktiven Widerstands in der Gegenwart sowie den verschiedenen Möglichkeiten auf digitaler Ebene und in kreativer Form. Zentrale Fragen gingen den Ursachen und der Instrumentalisierung von Widerstand auf den Grund, beschäftigten sich mit verbundenen Begriffen wie Obrigkeit, Gehorsam und Macht. Auch das Handeln von Aktion Sühnezeichen in Ost und West wurde konstruktiv beleuchtet: Wie sind wir der Verantwortung des widerständigen Engagements in der Vergangenheit nachgekommen? Und wann müssen wir als Organisation in Zukunft Widerstand leisten?

Den Abschluss bildete das Zeitzeugengespräch mit Manfred Omankowsky, der während der NS-Zeit der oppositionellen Swing-Jugendkultur angehörte, sowie der anschließende Swing-Tanzkurs, der alle Teilnehmenden auf die Tanzfläche brachte.

Sonntag, 22. Mai: Mitgliederversammlung

Am Sonntag fand die Mitgliederversammlung statt, in der Dr. Stephan Reimers als Vorstandsvorsitzender wiedergewählt wurde. Jakob Stürmann und Jana Borkamp kamen als neue Mitglieder des Vorstands dazu. Mit lautem Applaus bedankte sich die Mitgliedschaft bei Hans Hagen und Dr. Friedrich-Wilhelm Lindemann für ihre langjährigen Verdienste im Vorstand des Vereins.

Über 250 Menschen nahmen in diesem Jahr an der Jahresversammlung teil: Die jüngste Teilnehmerin war zwei Jahre, die älteste 90. Verschiedene Generationen tauschten sich aus in einem Rahmen, der stets genug Zeit für Gespräche jeglicher Art zuließ.

Wir bedanken uns sehr herzlich bei allen Teilnehmenden der Jahrestagung, den Referent_innen und Helfer_innen. Wir freuen uns auf das nächste Jahr!

75. Jahrestag des deutschen Überfalls auf die Sowjetunion

Zwei ASF-Freiwillige sprachen neben Bundestagspräsident Norbert Lammert und anderen bei der Gedenkstunde.

Der 22. Juni 1941 war der Auftakt zu einem grausamen Vernichtungskrieg der deutschen Armee in der Sowjetunion. 27 Millionen sowjetische Bürger kamen ums Leben, wurden Opfer von Massenerschießungen und Mordaktionen, Jüdinnen und Juden wurden in Ghettos gezwungen und getötet. Der systematischen Vernichtungs- und Vertreibungspolitik fielen Zivilisten, Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter_innen zum Opfer.

Gemeinsam mit anderen deutschen Einrichtungen der historischen Bildungs- und Erinnerungsarbeit hielt Aktion Sühnezeichen Friedensdienste am 22. Juni 2016 eine Gedenkstunde im Deutschen Historischen Museum in Berlin. Anlässlich des Gedenktages organisierte ASF außerdem mit Memorial eine Veranstaltung in Moskau. Gemeinsam wandten wir den Blick auf Geschichten von Zwangsarbeiter_innen aus der ehemaligen Sowjetunion.

Dankbar waren wir dafür, dass wir mit russischen Projektpartner_innen und Freunden, den aktuellen Freiwilligen sowie dem deutschen Botschafter im Rahmen dieser Veranstaltung gemeinsam auf 25 Jahre Freiwilligenarbeit und Sommerlager in Russland zurückblicken konnten. Eine von Ute Weinmann erstellte und am 22. Juni 2016 eröffnete Fotoausstellung in den Räumlichkeiten von Memorial dokumentiert diese 25 Jahre aus Perspektive ehemaliger Freiwilliger.

Der 75. Jahrestag des Überfalls Deutschlands auf die Sowjetunion ist für die Arbeit von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste und unserer deutschen und osteuropäischen Partnerorganisationen von zentraler Bedeutung. Gemeinsam mit unseren Partnern und durch das Engagement unserer Freiwilligen in Projekten und Sommerlagern erinnern wir an die Opfer der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik und übernehmen in der direkten Begegnung Verantwortung für die Menschen, die den Krieg und den Nationalsozialismus überlebt haben und heute noch leben.

Unsere Freiwilligen hören ihre Geschichten, geben diese weiter und halten dadurch die Erinnerung wach. Gerade heute vor dem Hintergrund andauernder Kriege und Krisen sind persönliche Begegnungen und der offene Austausch über unterschiedliche historische Narrative unverzichtbar.

Dem Vergessen entgegengesetzt: 30 Jahre IJBS in Oświęcim/Auschwitz

Am Dienstag, den 21. Juni 2016 fand in Berlin an der Humboldt-Universität der Festakt anlässlich des 30-jährigen Jubiläums der Internationalen Jugendbegegnungsstätte in Oświęcim/Auschwitz (IJBS) statt. Es war ein Treffen vieler treuer Wegbegleiter_innen. Sie konnten den bewegenden Erzählungen der Überlebenden und Autorin Zofia Posmysz zuhören. Außerdem richtete Prof. Dr. Christoph Markschies, Leiter des Instituts Kirche und Juden, seine klugen Grußworte an das Publikum. Desweiteren sprachen ASF-Geschaftsführerin Dr. Dagmar Pruin, Christoph Heubner vom Internationalen Auschwitz Komitee und der Berliner Bischof Dr. Markus Dröge.

In einer anschließenden Podiumsdiskussion mit Deidre Berger (AJC Berlin), Christoph Heubner, Judith Hoehne (ASF-Studienleiterin in der IJBS), Dietmar Nietan (Mitglied des Bundestages), Matteo Schürenberg (stellv. ASF-Vorsitzender) und Leszek Szuster (Direktor der IJBS) verfolgte der Moderator Jacek Lepiarz (Polnische Nachrichtenagentur PAP) Linien der Geschichte der IJBS und der deutsch-polnischen Beziehungen.

In ihrem Beitrag sagte Dagmar Pruin: »Wenn wir heute verschiedene Stimmen zu der IJBS hören, dann entsteht hier ein Gedanken- und Erinnerungsraum. Die Stimmen sind normativ verschieden, die Stimmen der Überlebenden sind andere als die der Nachgeborenen, die deutsche Stimme ist eine andere als die polnische, die jüdische eine andere als die christliche. Wir gestalten diesen Raum gemeinsam und betreten ihn doch durch verschiedene Türen. Wir werden beides bei ASF nicht aufgeben, Räume der Begegnung zu schaffen und zu betonen, wie unterschiedlich die Eingangstüren in diese Räume sind. Nur so kann uns die Erinnerung zu einer gemeinsamen und friedlichen Zukunft führen. Und diese friedliche Zukunft ist keine Selbstverständlichkeit.«

Auf den Spuren jüdischer Feste in Oslo

Wie die Freiwillige Kristina Schröder jüdische Traditionen kennen und lieben lernt.

Alles war neu für mich, ungewohnt und doch so spannend. »Heute solltest du mit in die Synagoge kommen, denn heute ist ein besonderer Tag!« Mit diesen Worten lud mich ein Mitglied der Jüdischen Gemeinde Oslos im Oktober letzten Jahres ein, mit ihr am Erev Simchat Thora teilzunehmen, dem Abend, der das Fest der Tora einläutet. Und so ging ich in die Synagoge und nahm noch eine Bewohnerin des jüdischen Altenheimes mit, in dem ich meinen Freiwilligendienst leiste.

In der Synagoge waren alle schick angezogen, kleine Jungs mit Kippa und Mädchen mit Kleidern. Und alle lachten, Freude und ausgelassenes Glück strahlten mir entgegen. Später ging es nach unten, zu den Männern, was sonst in einer orthodoxen Gemeinde nie passiert. Dort schwappte mir eine Welle von Stampfen, Klatschen, fröhlicher Musik und im Kreis tanzender Menschen entgegen. Nun wurden die Thora-Rollen aus dem Schrein gehoben und stolz und feierlich siebenmal im Kreis durch die ganze Synagoge getragen, gefolgt von Kindern, denen von allen Seiten Süßigkeiten zugesteckt wurden.

Obwohl mich niemand kannte, kamen Feiernde auf mich zu, umarmten mich und hießen mich willkommen. Und ehe ich mich versah, war ich selber mittendrin. Ein tolles Gefühl, einfach aufgenommen zu werden, in dieser fremden Situation dazuzugehören und von dem lebensfrohen Fest und der Musik in den Bann gezogen zu werden.

Meinen Friedensdienst habe ich einem jüdischen Wohn- und Seniorenzentrum in Oslo geleistet. Dort kümmerte ich mich um die sozialen Bedürfnisse der Bewohner_innen: Post vorlesen, Einkaufen gehen, Spiele und Filmvorführungen anbieten, der Physiotherapeutin bei den Gymnastikstunden assistieren, bei den Mahlzeiten helfen, für Gespräche da sein und Ausflüge in den Park organisieren.

Ganz nebenbei konnte ich neben der Simchat Tora alle anderen Feste des Kalenderjahres einmal miterleben: Yom Kippur, Sukkot, Channuka, Purim, Pessach und viele mehr.

Am umfassendsten ist Pessach, das Fest, das eigentlich schon Wochen vor dem Fest beginnt. Putzen, putzen und speziell koschere Lebensmittel einkaufen, sämtliche unkoscheren Reste verbrauchen, jegliches Küchenutensil austauschen und bloß keinen Brotkrümel im Haus übersehen!

Während der ganzen Vorbereitungen hörte ich ein Wort sehr oft: »Tradition«. Pessach begann für mich mit dem Sederabend und das ist wohl auch das, was die meisten von dem Fest schon einmal mitbekommen haben. Der Abend erinnert an die Geschichte des Auszugs aus Ägypten und die Befreiung aus der Sklaverei. Und die Bestandteile des Sedertellers – Bitterkraut, Lammkeule, Ei, Gemüse, Salat – stehen symbolisch für diese Geschichte.

Gerade in Norwegen, an einem Tisch mit Menschen aus Ungarn, Israel, Frankreich, Russland und England, mischten sich die Gepflogenheiten und es entstanden hitzige Diskussionen, wie dieser Abend denn aussehen sollte: Ganz still und feierlich? Oder nach einer anderen Tradition buchstäblich als »Abend des Fragens«? Gehören »Gefilte Fisch« dazu und müssen sie gegessen werden oder ist es okay, sie zu abzulehnen?

Die Antwort des Rabbiners lautete immer nur: »Was Tradition ist, ist für dich richtig.« Ich war begeistert von all den Festen, an denen ich teilhaben durfte und habe mich lange gefragt, was das Besondere an ihnen ist. Nach meinem Friedensdienst glaube ich, eine Antwort für mich gefunden zu haben:

Es ist die große Bedeutung von Traditionen, man hält an ihnen fest, pflegt sie und bringt dadurch die jüdische Identität zum Ausdruck. Ist das nicht etwas, das uns heutzutage im Alltag viel zu schnell verloren geht? Ein beständiger Rhythmus und das zu pflegen, was uns und der Familie lieb und wichtig ist und allem anderem für kurze Zeit die Wichtigkeit entzieht? Ich denke schon.

Von: Kristina Schröder, Jahrgang 1997, war Freiwillige von 2015 bis 2016 in Norwegen, dort half sie im Jodisk Bo- og seniorsenter, einem jüdischen Seniorenzentrum.

Es sind die **kleinen Dinge**

Ein Jahr kann vieles ändern. Wie der Freiwillige Philip Schwartz in Israel einen neuen Blick auf die Welt und das Leben bekam.

In diesem Jahr habe ich einen Blick für die vermeintlich kleinen Dinge des Lebens gewonnen. Ich will erklären, was ich damit meine. Oft fragten mich Freunde und Familie, wie ich die politische Situation und die Sicherheitslage in Israel beurteile. Das wollten sie besonders dann wissen, wenn ich in Berichten nur von meiner Arbeit als Freiwilliger in einer Jerusalemer Schule für Kinder mit Behinderungen erzählte. Meiner Tante antwortete ich daraufhin einmal, dass mich die Probleme der Kinder oft mehr beanspruchten als anderes:

»Bei den Kindern geht es, wenn man so will, um grundlegendere Dinge. So hat einer gerade eine Hüft-OP hinter sich. Ein anderer lag wegen einer schweren Bronchitis für eine Woche im Krankenhaus, und noch ein anderer musste wegen einer kaputten Drainageleitung am Kopf operiert werden.«

Außer diesen Krankheitsfällen starben während meines Freiwilligenjahres leider auch drei Schülerinnen und Schüler. Zu dem Jungen, der mit einer Bronchitis im Krankenhaus war, habe ich eine besondere Beziehung aufgebaut. Er heißt Jonathan und wird »Joni« genannt. Manchmal wartete er morgens an der Tür auf mich, um mich zu begrüßen. Joni kann nicht sprechen, versteht aber Hebräisch und Russisch. Sein unvergleichbares Lächeln zeigte er mir zum ersten Mal, als ich ihn auf Russisch ansprach. Das war zu Beginn meines Jahres, als ich auf Hebräisch noch nicht so viel sagen konnte. Joni kann seine Arme ein wenig bewegen und den Kopf schütteln und nicken. Seinen elektrischen Rollstuhl steuert er selbst.

Eine meiner letzten Wochen im Land habe ich bei ihm zu Hause verbracht. Seine Familie fuhr in den Urlaub und bat mich, seine persönliche Pflegekraft zu sein. Gemeinsam mit seiner Großmutter kümmerte ich mich also acht Tage rund um die Uhr um ihn und so lernte ich noch einmal ganz neue Details an ihm kennen. Wenn er irgendwo eine Tür offen stehen sieht, fährt er hin und stößt sie mit seinem Rollstuhl an, so dass sie ins Schloss fällt. Dann drehte er sich, zack, um 180 Grad, und zeigt mir sein Lachen.

Wenn sein Rollstuhl nicht die richtige Neigung hat, fällt sein Kopf vornüber. Dann kostet es ihn oft mehrere Versuche und viel Zeit, bis er die richtige Neigung mithilfe seines Steuerknüppels wiederhergestellt hat. Er muss all seine Kraft zusammennehmen und sich ordentlich anstrengen, um seinen Kopf zu heben.

Das sind die »kleinen Dinge«.

Es hat mein Leben verändert, viel Zeit mit Menschen wie Joni zu verbringen. Nicht nur meine Sicht auf das Leben und meine Wertschätzung der kleinen Dinge hat sich durch den Freiwilligendienst verändert. Ich weiß nun, dass ich in meinem Berufsleben so für Menschen da sein will, wie ich es in diesem Jahr sein durfte.

Vor meinem Freiwilligenjahr habe ich studiert. Ich lese gern. Auch während meines Jahres in Israel habe ich viel Zeit mit Büchern verbracht. Immer wieder versorgte ich mich mit neuem Stoff aus meinem Lieblingsantiquariat; unter anderem habe ich gemeinsam mit religiösen Jüdinnen und Juden Thora gelernt und mich – auch auf Hebräisch und Jiddisch – mit jüdischer Geschichte befasst.

Doch nach diesem Jahr weiß ich: Ein Leben in der Studierstube, eine akademische Laufbahn oder ein Job, bei dem ich die meiste Zeit im Büro verbringe, wären nichts für mich. Zwar habe ich beim Lesen und Studieren einiges gelernt, doch nie so viel wie im Leben und im unmittelbaren Kontakt mit meinen Nächsten.

Von: **Philip Schwartz,** Jahrgang 1988, leistete von 2015 bis 2016 seinen Freiwilligendienst in Israel. Dort arbeitete er mit Kindern mit Behinderungen. Vorher studierte er Slavistik, Rhetorik und Geschichtswissenschaft in Tübingen.

Freiwilligendienst wirkt ein Leben lang

Wie eine Gemeinde ASF und damit Freiwillige mit Kollekten unterstützt und teil hat an ihren Erfahrungen und ihren Wegen.

Susanne war ein schüchternes Mädchen. Sie ist in einem kleinen brandenburgischen Dorf aufgewachsen und ich habe sie als Konfirmandin kennengelernt. In der Abiturzeit machte ich sie mit ASF bekannt. Sie bewarb sich und ging als Freiwillige in die Ukraine. Einige aus unserer Kirchengemeinde kannten Susanne und nahmen Anteil an ihrem Weg. Als sie in einem ihrer Berichte schrieb, dass sie nun in einer Musikgruppe Klarinette spiele und nach einiger Überwindung sogar frei improvisiere, war ich glücklich. Ich spürte, wie ihre Welt durch die Erfahrungen groß wurde und sie geradezu erblühte.

Gleichzeitig wussten wir, dass sie in der Ukraine mit ihrer freundlichen und zurückhaltenden Art eine »gute Visitenkarte« für ihr Heimatland ist. Da auch einige aus dem Gemeindekirchenrat Susanne kannten, war es nicht schwer, immer mal wieder eine Kollekte für ASF zu sammeln. In Brandenburg machen junge Menschen noch immer nicht automatisch interkulturelle Erfahrungen, aber sie sind mit vielen Klischees und manchmal auch Rassismus konfrontiert. Es ist so lohnend, wenn einige von ihnen Brücken bauen und nach ihrer Rückkehr durch ihre Berichte und ihre Offenheit sozusagen »ein lebendiger Werbe-Blog« für ein friedliches Miteinander und gegen Rassismus werden.

Jetzt lebe ich seit kurzem als Pfarrerin in der Kirchengemeinde Heilig Kreuz-Passion in Berlin. In der Kirche steht das Tryptchon von Ismond Rosen »Christus im Holocaust«, das immer wieder zum Nachdenken und einer Auseinandersetzung mit der Vergangenheit anregt. Kreuzberg ist ein Stadtteil, in dem Erinnerungskultur und multikulturelles Leben selbstverständlich und ein Schatz sind. Aber dieser Schatz muss gepflegt werden – es gibt gleichzeitig auch Ängste und Übergriffe und auch hier sind Juden nicht ohne Sorge mit Kippa unterwegs. Die Kollekte für ASF verbindet uns mit vielen anderen, die wissen, dass es ein angstfreies und gerechtes Miteinander erst im Reich Gottes gibt – bis dahin müssen wir immer daran arbeiten. Wie ermutigend, dass wir dabei nicht alleine sind!

Ich wünsche mir, dass Kollekten für ASF in allen gemeindlichen Kollektenplänen auftauchen. So beteiligen wir uns an einem Projekt, das einzelne Gemeinden nie selber stemmen könnten, aber durch das Menschen eine Ausbildung erfahren, die ihr ganzes Leben lang wirkt. Sie hat Nachwirkungen in den Ländern, in denen die Freiwilligen eingesetzt werden, und sie hat Nachwirkungen in allen Lebensbezügen, in denen sie sich später vorfinden. Wir brauchen sie für die Gestaltung unserer Gesellschaft, gerade weil es sich nicht nur um intellektuelle Fähigkeiten handelt, die die Freiwilligen erwerben, sondern auch um die Stärkung von interkultureller Kompetenz, Empathie und Herzenswärme.

Von: **Ute Gniewoß,** Jahrgang 1957, war 25 Jahre Pfarrerin in Velten/Brandenburg und ist nun in Berlin-Kreuzberg aktiv. Seit 2012 ist sie engagiertes Mitglied von ASF.

Kollekten verbinden, gemeinsam für eine gerechtere Welt

Die Arbeit von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste hat ihre Wurzeln im christlichen Glauben, ist ökumenisch ausgerichtet und findet in enger Zusammenarbeit mit der Evangelischen Kirche in Deutschland statt. Einen wesentlichen Anteil an der Finanzierung unserer Arbeit haben kirchliche Kollektengelder. Neben der Zuweisung amtlicher Kollekten durch einzelne Landeskirchen, freuen wir uns dabei besonders auch über freie Gemeindekollekten aus zahlreichen Kirchengemeinden in Deutschland sowie deutschen Gemeinden im Ausland.

Wir freuen uns sehr über Ihre Kontaktaufnahme, Ihre Anregungen, Ihre kritischen Anmerkungen und natürlich auch sehr über die Aufnahme von ASF in Ihren Kollektenplan. Ihre Kollekten und Spenden stärken unsere gemeinsamen Anliegen!

Herzlichen Dank.

Ihre Ansprechpartnerin ist Anna Rosa Böck, (030) 28395 228, boeck@asf-ev.de

In Gedanken an Truus und Mirjam

Über Truus Menger und Mirjam Ohringer, zwei ehemalige Widerstandskämpferinnen in den Niederlanden und ihre unterschiedlichen Leben

Mirjam Ohringer

Truus Menger

In den ersten Jahren als ASF-Landesbeauftragte in den Niederlanden gehörten Truus und Mirjam für mich zusammen. Oft sah ich sie zu dritt mit Els Schalker, bei Gedenkveranstaltungen, Lesungen oder Geburtstagsfeiern. Sie selbst nannten sich die »drei Musketiere«, Ausdruck ihrer Zusammengehörigkeit, aber auch ihres Humors und ihrer Streitlust im positiven Sinne.

Das ASF-Thema dieses Jahres lautet »Widerstand – damals und heute«. Mirjam und Truus sind für mich Sinnbilder davon. Denn beide waren als junge Frauen aktiv im Widerstand gegen die Besatzung der Niederlande durch das nationalsozialistische Deutschland. Beide engagierten sich bis in die Gegenwart für ihr Ideal einer gerechteren Welt, gegen Rassismus und Ausgrenzung. Sie hatten vieles gemeinsam: Sie kamen aus kommunistisch gesinnten Familien und durch die Geschichten der aus Deutschland Geflohenen kannten sie die Gefahren des Nationalsozialismus. Sich am Widerstand zu beteiligen war darum für sie fast eine Selbstverständlichkeit.

Mirjam, selbst Jüdin, beteiligte sich an illegalen Aktivitäten – verteilte Zeitungen und Flugblätter oder half Untergetauchten – bis sie sich 1943 auf dem Land verstecken musste.

Truus war, zusammen mit ihrer jüngeren Schwester Freddie, in einer bewaffneten Gruppe aktiv. Sie war von der Rechtmäßigkeit des bewaffneten Widerstandes überzeugt und doch trug sie schwer an dieser Last. Als die Niederlande im Mai 1945 befreit waren, war ihr nicht zum Feiern zumute. Sie trauerte um die verstorbenen Weggefährt_innen und um ihre verlorene Jugend.

Auch Mirjam war voll von Trauer um die verlorenen Jahre. Ihre erste große Liebe war während einer der frühen Razzien in Amsterdam verhaftet worden. Er wurde in Mauthausen ermordet. Vor allem daraus begründete sich ihr späteres Engagement im Freundeskreis Mauthausen. Mirjam war lange Jahre Vorsitzende des niederländischen Vereins und reiste zu Treffen und Gedenkfeiern.

Truus hat ihre Erfahrungen in ihrer Kunst verarbeitet: Sie war Bildhauerin, Malerin und schrieb Gedichte und ein Buch. In ihrem Atelier konnte ich viele ihrer Werke bewundern. Truus hatte dazu immer eine Geschichte. In vielen Städten in den Niederlanden stehen von Truus gestaltete Denkmäler. Oft stellen sie Menschen dar, die geprägt sind von Verlust und Trauer. Truus hat ihnen eine Stimme gegeben.

Nach dem Krieg standen bei beiden Frauen die Familien im Vordergrund, doch begannen sie früh in Gesprächen mit jungen Menschen ihre Erfahrungen zu vermitteln. Sie bezeichneten diese Gespräche als eine Art der Verarbeitung und die jungen Menschen sahen sie als ihre Hoffnung. Gerade die Gespräche mit den jungen Freiwilligen von ASF erlebten sie als sehr inspirierend: Die Freiwilligen, die wissen wollten, Fragen stellten, nachdachten, selbst handelten. So wie Mirjam und Truus es getan hatten.

In dem Alter, in dem die Freiwilligen in die Niederlande kommen, haben die beiden Frauen gegen die Besatzung gekämpft. Im hohen Lebensalter haben sie die auch privaten Begegnungen mit den Freiwilligen geschätzt. Aus manchen regelmäßigen Besuchen von Freiwilligen sind tiefe Freundschaften entstanden.

Ich hatte die Gelegenheit, Mirjam bei vielen Gesprächen mit unseren Freiwilligen zu erleben. Truus habe ich oft zu Hause besucht. Ich schätzte ihre Offenheit und ihr Vertrauen, ihre Bescheidenheit und nicht zuletzt ihren Humor.

Der Verlust von Mirjam und Truus markiert für mich einen Generationswechsel. Nicht nur, weil mit ihnen immer mehr Menschen gehen, die die Zeit des Nationalsozialismus bewusst erlebt haben. Mit Mirjam und Truus gehen zwei Frauen, die für ihre Überzeugung auch unter den schwierigsten Umständen gekämpft und dabei ihre Menschlichkeit bewahrt haben.

Truus und Mirjam: Danke, dass Ihr mich und uns an eurem Leben habt teilhaben lassen.

Von: **Barbara Schöpping,** Landesbeauftrage von ASF in den Niederlanden

TERMINE

30. SEPTEMBER 2016
Offener Abend im Rahmen des Sommerlager-Ratschlags zur Nachbereitung der diesjährigen Teamer_innen der Sommerlager in der Jugendherberge Hamburg-Horn um 19 Uhr. Anmeldung unter: sommer@asf-ev.de

8.–9. OKTOBER 2016
Live-Übertragung der Verleihung des Westfälischen Friedenspreises an ASF in Münster am Samstag; Gottesdienst und feierlicher Empfang am Sonntag. Info und Anmeldung: altman@asf-ev.de

14. OKTOBER 2016
ASF auf Erkundung im Denkmal für die ermordeten Juden Europas. Nähere Informationen und Anmeldung: kunkel@asf-ev.de

26. OKTOBER 2016 | 18 UHR
Gottesdienst zur Eröffnung der Landessynode der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz in der Kirche »Zu den Vier Evangelisten«, Breite Straße 37, Berlin.
Predigt: Dr. Dagmar Pruin

9. NOVEMBER 2016 | 19 UHR
ASF-Gottesdienst zum Gedenken an die Novemberpogrome in der Französischen Friedrichstadtkirche, Berlin

13. NOVEMBER 2016 | 11 UHR
Predigt zur Friedensdekade mit Dr. Dagmar Pruin in der Evangelischen Auferstehungs-Kirchengemeinde Kleinmachnow, Dorfkirche Kleinmachnow

27. NOVEMBER 2016
Gottesdienst mit Predigt von Dr. Dagmar Pruin in der Deutschen Evangelischen Kirchengemeinde Gemeinde in Washington, D.C.

27.–30. NOVEMBER 2016
Angelehnt an das aktuelle ASF-Schwerpunktthema »Widerstand« lädt das französische Länderbüro in Kooperation mit dem Deutschen Historischen Institut Paris zu einer Tagung im Foyer le Pont zu »Menschen im Widerstand im besetzten Frankreich 1940–44: Zwischen Mythos und Realität« ein. Informationen: frankreich@asf-ev.de und www.asf-ev.de. Anmeldeschluss ist der 9. Oktober 2016.

Von weißen Wänden und Begegnungen

Im Sommerlager in Köln arbeiteten zwölf Freiwillige aus Russland und Deutschland für die jüdische Gemeinde und entwarfen einen Kalender mit Flucht- und Migrationsbiographien

Schon am ersten Tag begegnen wir Wladimir Dajker bei unserer Arbeit im Begegnungszentrum Porz der jüdischen Gemeinde. Wladimir sorgt sich, ob wir, Teilnehmer_innen des russisch-deutschen Sommerlagers, noch etwas brauchen und gibt Tipps beim Streichen der Wände. Ihm ist die Freude über unser Werken anzusehen. Viel spricht er nicht, doch sein ruhiges Lächeln ist Motivation und am Ende ist das Zentrum für uns nicht nur Arbeitsplatz, sondern auch ein Ort der Begegnung.

Wir kommen mit den Mitarbeiter_innen und Mitgliedern der Gemeinde ins Gespräch. Und so erfahren wir mehr über Wladimir, der im Hausmeisterteam der jüdischen Gemeinde arbeitet. Er kam 2004 als Wolgadeutscher nach Deutschland, geboren wurde er in Kasachstan. Wir lernen über seine Erfahrungen in Deutschland, die Sprache, die Arbeitssuche. Zu unserem Sommerlager gehört auch die inhaltliche Auseinandersetzung mit den Themen Flucht und Migration, die in einem Kalender präsentiert werden. Und wir merken: Unser gesamter Alltag ist voller Menschen, deren Lebensgeschichten erzählt werden sollten. Da ist natürlich Wladimir, der schon oft »neu angekommen« ist. Oder Hanna, die auf einem aufblasbaren Globus zeigt, wo ihr Geburtsland Kasachstan liegt. Leonid Fisch spricht über seine Kindheit in Oświęcim (Polen), die Flucht vor den Deutschen 1939 in die Ukraine und nach Usbekistan sowie seine Übersiedlung nach Köln im Jahr 2000.

Aber auch die Lebenswege in der eigenen Familie nachzuzeichnen, versuchen wir in einer gemeinsamen Runde. Maxim aus Moskau spricht über seine Großeltern, die in NS-Deutschland Zwangsarbeit leisten mussten. All diese Geschichten und Begegnungen auf Papier zu bannen, ist die große Herausforderung. Es bleiben die Eindrücke in unseren Köpfen, die zeigen, wie vielfältig und vielschichtig unsere Umgebung durch Migration und Flucht geprägt wird und dass sich ein Gespräch immer lohnt, um den anderen und sich selbst besser kennenzulernen.

Von: **Christina Brinkmann,** Teilnehmerin des ASF-Sommerlager in Köln 2016

ASF-Studienreisen nach Russland und Belarus 2017

»Mit den unterschiedlichsten Menschen in Russland und Belarus ins Gespräch zu kommen und so aus erster Hand Informationen und Meinungen zu hören: Darin liegt der besondere Wert der ASF-Studienreisen nach Minsk und St. Petersburg. Es wächst durch den unmittelbaren Eindruck vor Ort das Verständnis der bereits vorhandenen Kenntnisse dieser Länder, die sich oftmals auf der Grundlage dieses Erlebens vor Ort in einen Zusammenhang einordnen lassen, der bei einer Betrachtung aus der Ferne nicht herzustellen ist«, schreibt Martin Redeker, der an der ASF-Studienreise teilnahm. »Ein gegenseitiges Kennenlernen und Miteinandersprechen ist aber auch für die Gesprächspartner in Belarus und Russland von Bedeutung. Sie sind voller Neugier und stellen sehr viele Fragen über das Leben und die Verhältnisse in Deutschland.«

- **Mehr Informationen und Anmeldung für die Studienreisen 2017 nach Belarus (6.–18.6.2017) und St. Petersburg (15.–22.4.2017) unter: www.asf-ev.de/studienreisen**

Ich möchte Gutes tun!

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Und unterstütze die Arbeit von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Ich werde Mitglied!

☐ Ich möchte Aktion Sühnezeichen Friedensdienste meine Stimme geben und Mitglied werden.
(Mitgliedsbeitrag: 70 Euro, ermäßigt: 35 Euro).

Bitte senden Sie mir einen Mitgliedsantrag zu:

Name: .....

Adresse: .....

Den Mitgliedsantrag gibt es auch auf www.asf-ev.de/mitglieder

Ich spende!

☐ Bitte ziehen Sie ab dem ..... (Datum) von meinem Konto ..... Euro
☐ einmalig ☐ monatlich ☐ vierteljährlich ☐ halbjährlich ☐ jährlich ein.

Dazu ermächtige ich ASF, die oben genannte Spende von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen.
Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die von ASF auf mein Konto gezogene Lastschrift einzulösen.

Name: .....

Vorname: .....

IBAN: .....

BIC: .....

E-Mail: (auch für Einladungen und weitere Informationen) .....

ASF Gläubiger Identifikationsnummer DE33ZZZZ00000347023 | Die Mandatsreferenznummer teilen wir mit dem Dankesschreiben mit.

Ich kann innerhalb von acht Wochen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrages verlangen. Es gelten dabei die mit meinem Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen.

.....
Ort, Datum und Unterschrift der/des Kontoinhaber_in

Bitte senden an: Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e. V., Auguststraße 80, 10117 Berlin. Oder faxen an: (030) 28395-135

✂ .....

Predigthilfe zur Ökumenischen Friedensdekade

»Kriegsspuren« lautet das Motto der diesjährigen Ökumenischen Friedensdekade. Es wirft Fragen auf über Spuren, die Kriege hinterlassen und die sichtbar werden in Stadtlandschaften und in Begegnungen mit Menschen, die diese Kriege überlebt haben.

Drei Mal jährlich erscheinen die Predigthilfen von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste: Zum internationalen Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus am 27. Januar, zum Israelsonntag und zur Ökumenischen Friedensdekade im November. Darin finden sich Liturgievorschläge, Predigtentwürfe, umfangreiche Materialhinweise und Rezensionen. Das Redaktionsteam bietet mit den circa 80-seitigen Heften wertvolle Anregungen für die gemeindliche Arbeit und die Gottesdienste.

Wie bekomme ich das »zeichen«?

Mitglieder, Projektpartner, Multiplikator_innen, für ASF kollektierende Gemeinden, ehemalige Mitarbeiter_innen und Ehrenamtliche erhalten das »zeichen« als Dankeschön, zum Weitergeben, zur Information, um neue Leser_innen zu werben. Ehemalige Freiwillige erhalten das »zeichen« in den ersten fünf Jahren nach dem Friedensdienst. Und ansonsten liegt das »zeichen« ab einer Spende von zehn Euro jährlich an Aktion Sühnezeichen Friedensdienste immer aktuell bei Ihnen und Euch im Briefkasten.

DZI Spenden-Siegel

Das Spendensiegel des Deutschen Zentralinstituts für soziale Fragen (DZI) bescheinigt den verantwortungsbewussten Umgang mit den anvertrauten Mitteln. Als Zeichen für Vertrauen trägt Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e. V. seit 2001 das DZI Spenden-Siegel.

SEPA-Überweisung/Zahlschein

Name und Sitz des überweisenden Kreditinstituts

BIC

Für Überweisungen in Deutschland und in andere EU-/EWR-Staaten in Euro.

Angaben zum Zahlungsempfänger: Name, Vorname/Firma (max. 27 Stellen bei maschineller Beschriftung max. 35 Stellen)

ASF e. V.

IBAN

DE68 1002 0500 0003 1137 00

BIC des Kreditinstituts/Zahlungsdienstleisters (8 oder 11 Stellen)

BFSWDE33BER

SPENDEN-ORGANISATION

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Betrag: Euro, Cent

Spenden-/Mitgliedsnummer oder Name des Spenders: (max 27 Stellen)

Zi16B02

ggf. Stichwort

PLZ und Straße des Spenders: (max. 27 Stellen)

Angaben zum Kontoinhaber/Zahler: Name, Vorname/Firma, Ort (max. 27 Stellen, keine Straßen- oder Postfachangaben)

IBAN

DE

06

SPENDE

Datum

Unterschrift(en)

Beleg / Quittung für den/die AuftraggeberIn

IBAN KontoinhaberIn

Empfänger

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V.
Auguststraße 80 / 10117 Berlin

Bank für Sozialwirtschaft Berlin /
IBAN DE68 1002 0500 0003 1137 00 /
BIC BFSWDE33BER

Wir sind wegen Förderung gemeinnütziger Zwecke nach dem letzten uns zugegangenen Freistellungsbescheid des Finanzamtes für Körperschaften I von Berlin, StNr. 27/659/51675 vom 20. Nov. 2014 für die Jahre 2011 bis 2013 gemäß § 5 Abs. 1 Nr. 9 KStG von der Körperschaftssteuer befreit. Es wird bestätigt, dass der Betrag nur für satzungsgemäße Zwecke verwendet wird.

Spendenbetrag: Euro, Cent

Zuwendungsbestätigung

Bis 200 Euro gilt dieser Beleg mit Ihrem Kontoauszug als Zuwendungsbestätigung. Bei Beträgen über 200 Euro schickt Ihnen ASF am Beginn des Folgejahres automatisch eine Zuwendungsbestätigung zu.

Name AuftraggeberIn / Quittungsstempel

Auf in die Welt

Für zwölf Monate: Geschichte(n) erleben – Verantwortung übernehmen

Bewirb dich jetzt für den Friedensdienst 2017/2018!

Du möchtest dich sozial oder politisch engagieren? Und im Ausland Erfahrungen sammeln und dich für Versöhnung und Verständigung einsetzen? Dann bist du beim Freiwilligendienst mit Aktion Sühnezeichen Friedensdienste genau richtig.

ASF bietet 180 Projekte für zwölf Monate in 13 Ländern und eine kompetente Vorbereitung und professionelle Begleitung vor Ort.

www.asf-ev.de/freiwilligendienst | Bewerbungsschluss 1. November 2016

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

www.asf-ev.de **www.facebook.com/asf.de**